

VALENTIN MARCU

MÄNNER

UND

MÄCHTE

DER

GEGEN-

WART

HERBERT WITTING
BUCHHANDLUNG
SCHÖNEBERG-BERLIN W 30
MARTIN LUTHER STR. 90



23

AR



Mo0-1383937 an

923
MAR

VALERIU MARCU
MÄNNER UND MÄCHTE
DER
GEGENWART

GUSTAV KIEPENHEUER . VERLAG
BERLIN

DEM
ANDENKEN MEINES FREUNDES
PAUL LEVI
GEWIDMET

1—5. Tausend / Copyright 1930
by Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Berlin
Schutzumschlag- und Einbandentwurf: Georg Salter
Druck der Offizin Haag-Drugulin A.-G., Leipzig

INHALTSVERZEICHNIS

	<i>Seite</i>
<i>Biographie und Biographen</i>	7
<i>Georges Clemenceau zwischen der Aktion und dem Nirwana</i>	25
<i>Dogma und Dialektik bei Lenin</i>	55
<i>Die Ideen des Marschall Foch und die Republik der Zivilisten</i>	81
<i>Kemal Pascha oder von der Nationalen Farce zur Nationalen Revolution</i>	127
<i>Ein Kopf ist mehr als dreihundert Kehlköpfe oder Benedetto Croce im Senat</i>	153
<i>Die „Moderne“ und ihr Widersacher G. K. Chesterton</i>	171
<i>Panaït Istrati oder Die Romantik um Byzanz</i>	185
<i>Hans Delbrück oder Der Sieg des Welthistorikers über den Fachmann</i>	201
<i>Reklame oder Abschied von Europa</i>	221
<i>Mythos der Diktatur</i>	241

BIOGRAPHIE UND BIOGRAPHEN

I

Die Biographie ist zärtlich.

Angelina und Agnes, zwei junge, blasse, nervöse, traurige, von ehrgeizigen Träumen geplagte Mädchen leben, von einigen Eremiten umgeben, in der Einsamkeit des Klosters Port-Royal. Die offizielle Kirche verfehmt, der allmächtige Kardinal Richelieu bedroht sie. Die beiden Schwestern fühlen die wahre Gnade, wollen den Engeln gleich sein, kasteien sich, singen den Jubelgesang, erinnern an die Quellen der Frömmigkeit: die Bücher der Heiligen, und vermögen dem Witz Rabelais', der Skepsis Montaignes, der Ketzerei des sechzehnten Jahrhunderts Einhalt zu gebieten. Angelina und Agnes bauen eine über alle Meere und Länder strahlende Kirche des Glaubens, wirken auf Jahrhunderte hinaus, schließen mit dem ewigen Lehrer des Denkens, mit Blaise Pascal, den Bund ohnegleichen.

Bonaparte geht als entlassener Offizier die Seine entlang spazieren. Er besitzt nur den Pfandschein seiner versetzten Uhr und das selbstverfaßte Manuskript eines übertriebenen, blödsinnigen kommunistischen Pamphletes. Paris scheint ihm ein Häusermeer, das keine einzige Brotrinde verschenkt. Eine rettungslose Traurigkeit verwirrt seine Seele, alle Gedanken sind ausgelöscht, er starrt ins Wasser, fühlt sich am Rande der Existenz — ein Schritt, und alles ist gewesen! Zur selben Stunde sucht ein etwas beschwipster Leutnant in glänzender, lallender Laune seinen Weg nach Hause, verirrt sich in der Dunkelheit der Straßen und steht plötzlich leicht schwankend vor Bonaparte. Die beiden kennen und erkennen sich. Der Leutnant ist gerührt, und mit dem Spürsinn mancher Betrunknen bemerkt er die Verwirrung im Gesicht des Freundes. — Ist es Liebe, oder ist es Geld, das dich traurig macht? — Das, was ich nicht habe, Geld, wird die Antwort gewesen sein. — Drei Louisdor retten den Verzweifelten. Mit diesem Kapital in der Tasche kann er weiter zu leben versuchen und erreicht, daß die Louisdore nur noch „Napoleons“ heißen.

Lenin verbringt seine Tage in einem möblierten Zimmer einer schmalen, freud- und lichtlosen Züricher Seitenstraße. Je länger der Weltkrieg dauert, desto eigensinniger, querulanter wird er. Den seltenen Besuchern erklärt dieser untersetzte, ruhige Mensch, daß die ganze Welt unrecht und nur er allein recht habe; er ist inniglich von der Schurkerei aller Andersdenkenden überzeugt, erzählt von der universalen Bedeutung seiner sechs Freunde, von ihrer Berufung, den fünf Kontinenten Gesetze zu diktieren. Ähnliches sagen Irre, die sich Papierhelme aufsetzen, einen Löffel schwingen und Jupiter zu sein behaupten. Wohnt hier ein Narr oder ein Prophet? — Weder ein Narr, noch ein Prophet, sondern ein Dialektiker, der überzeugt ist, daß aus Macht Ohnmacht und aus Ohnmacht Macht werden kann. Keiner hat so wenig wie er an sich gedacht und so gründlich das Äußere eines Teiles der Welt verändert.

II

Die Biographie ist nicht deshalb zärtlich, weil der Verfasser seinen Helden liebt, sondern weil sie ein Leben enthält — und jede Existenz ist ein Rührstück. Individuen des Ehrgeizes, der Macht, der Idee arbeiten und meinen, den Globus oder sich selbst zu bereichern. In Wirklichkeit arbeiten sie, um zu sterben. Und bedeutet nicht jede Vollendung den Untergang? Löst sich nicht jedes gelungene Werk wieder auf? Hat die Natur nicht jedem einzelnen ein begrenztes, nicht zu überschreitendes, ziemlich gleiches Maß von Glücksempfindung gegeben? Ist Gajus Julius Cäsar an der Spitze der Herrschaft, nach einer Reihenfolge ungeahnter, nie übertroffener Siege glücklicher als einer seiner Legionäre, der zum ersten Male von seiner Vielgeliebten gestreichelt wird? Angelina, Agnes, Bonaparte, Lenin, und alle anderen aus dem Heiligenkalender des offiziellen, gangbaren Heroenkultus konnten auch nicht die Welt nach ihrer Phantasie formen, sie vermochten aber, sie zu bewegen, wie Hebel riesige Massen. In der Geschichte herrschen höchstwahrscheinlich

Gesetze wie in der Physik. Wir kennen sie nicht, weil wir nicht den Zusammenhang der ganzen Natur kennen; deshalb erscheint der Fluß der Ereignisse, die Geschichte, kalt, herzlos — ungeheuerlich. Wenn die Historie gar hundertprozentig in Erscheinung tritt, mit Krieg, Revolution oder sonstigen Knalleffekten sogenannter Weltverbesserung protzt, so zerstampft sie wie ein losgelassener Tank alles Tote und alles Lebendige. Ein Sophist in Athen lief am Vorabend entscheidender Ereignisse durch die Straßen der Stadt und schrie: Menschen, bleibt morgen zu Hause, ihr werdet sonst alle überfahren!

Vor dieser Geschichte, die zugleich konkret und abstrakt ist, die die Neugierde reizt, ohne sie zu befriedigen, die lauter Fragen stellt und keine Antwort gibt, flüchten Jünglinge, Frauen, Rentner, Reisende, Badegäste, Genesende, Invalide und alle anderen, die ihre Zeit den Büchern schenken, oft zur Biographie. Hier reizt sie alle die Persönlichkeit, sie ist ein Trost, eine Beruhigung. Inmitten des blinden Wütens aller Mächte der Natur und Gesellschaft, aller Zerstörung und allen scheinbaren Zufalls vermögen doch Einzelne Rollen zu

spielen. Die Vernunft entwirft Pläne, der Wille führt sie aus, und der Rhythmus ungekannter Kräfte versucht zu ordnen. Die Natur mischt ein Gehirn zusammen, wie Chemiker die Flüssigkeiten ihrer Retorten. Aber das Resultat dieser Mischung ist allen Menschen so rätselhaft wie Laien des Laboratoriums Formel. Das Zarte, die Ahnung, das Gefühl eines einzigen Individuums errät, was Millionen nicht wissen. Eine Armee ohne General ist wie ein Blinder ohne Führer. Ein Begabter vermag für die Propagation einer Idee mehr als unzählige lärmende Vereine und ein Kopf mehr als eine Stadt brüllender Kehlköpfe zu tun. Den Instinkt dieses Adels der Persönlichkeit hat Wilhelm von Humboldt gemeint, als er schrieb: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt.“

In einen Helden vernarrt, von der Illusion dieser Frömmigkeit liebkost, kann man sich wieder mit der ganzen Weltgeschichte versöhnen; dann erscheint die Anarchie der Vergangenheit, das Unübersichtliche der Gegenwart als Mannigfaltigkeit, die so bewundert

wird wie die Farben und Nuancen der Natur. Und Menschen sitzen mit der Biographie in der Hand, betrachten weltgeschichtliche Ereignisse, die sich, durch das Persönliche zugleich vereinfacht und kompliziert, in der Problematik einer Idee spiegeln, mit ebensolchem Genuß, wie sie vom Lande aus einen Schneesturm auf dem Meere verfolgen.

Aber jedes Buch spendet Trost. Wir lesen, um etwas zu finden, um den Hauch einer fremden Lebendigkeit zu spüren, um unsere Einsamkeit zu schmücken, um Vergangenheit zu berühren. Das geschriebene Wort ist ein Gedankenstrom, der durch alle Wände dringt, eine Magie, die zugleich an allen Orten spuken kann. Ein und derselbe Satz vermag Millionen zu liebkosen und trotzdem keusch, unberührt wie in der Stunde seiner Geburt zu bleiben. Die Biographie hat nicht nur diese allgemeinen Eigenschaften der Schrift, sondern noch ihre besondere Macht der Gnade. Dem Jüngling zeigt sie Möglichkeiten wie ein Hafen, in dem Hunderte von Schiffen mit Hunderten von Menschen gespannt auf die Fahrt warten. Den schon Verbrauchten erzählt sie vom Wahn des Ehrgeizes und des

Glücks. Unzählige Verkümmerte, Schlemihle, ungedruckte Dichter, zerlumpte Komödianten, vertrocknete Beamte, alte Jungfern, verkrachte Spekulanten — alle sind sie überzeugt, daß das Schicksal sie martert; sie glauben, herrliche Talente zu besitzen, tragen im Kopf oder in geheimen Fächern einige verkannte geniale Ideen — und der Biograph vermag sie zu trösten. Das Pech der ganz und gar Arri- vierten stumpft die spitzen Krallen des Neids ab. Cäsar wurde ja ermordet, Schopenhauer nicht gedruckt, Bismarck entlassen, St. Just im Glanze seiner Jugend guillotiniert. Schließlich und endlich wäre die Welt für die ungezählte Masse der Ehrgeizigen aller Richtungen und Nuancen ohne „Ungerechtigkeit“ nicht auszuhalten.

III

Vermag jemand das Dasein eines anderen zu schildern? Ist nicht alles außer der Wiedergabe der Geburts- und Todesanzeige ungewiß? Ist es möglich, die Wahrheit einer Existenz zu kennen? Der Biograph meint, nicht nur die

historische Atmosphäre, den ganzen Urwald des Unbestimmten, in dem Alexander von Mazedonien so gut wie Lastträger Möglichkeiten der Existenz suchen, zu kennen; er glaubt sogar, alle geheimen, dem „Heroen“ selbst unbekanntem Gründe seiner Stimmung, seiner wechselnden Urteile und Einzelakte auswendig wie ein Schulgedicht zu wissen. Vor allem versteht der Biograph mehr als der Biographierte. Er kommentiert, analysiert, zitiert einen Satz aus dem ersten Schulaufsatz neben dem letzten Abschnitt aus dem Testament seines Beschriebenen, um Wunder der Entwicklung zu beweisen. „Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiß keinen Einfall mehr haben dürfen!“ — flucht Lessing.

Die Helden- und Heldentatenerzähler hatten es schon während des Mittelalters gut; denn neben den Mysterien waren die Heiligenbücher gesuchteste Geschenkartikel. Alle Kirchenfürsten haben nach diesen „Quellen“ die gänzlich unerwartete Wahl nur widerwillig, Tränen der Zerknirschung vergießend, angenommen. Aber nicht nur die Auserwählten

der Kirche, auch die aus der Republik der Schreiber genossen die Gnade paradiesischer Information, schöpften uneingeschränkt aus Quellen der Inspiration. Der Abt Ado von Glaufeuil behauptet, des heiligen Maurus Lebensgeschichte einem vor den Normannen fliehenden Pilger abgekauft zu haben. Manche Prominente der Frömmigkeit überreichten einige Jahrzehnte nach ihrem Tod ihre Biographie höchst eigenhändig zeitgenössischen Historikern und verschwanden dann. Der heilige Placidus verläßt sogar das Paradies, um sich auf Erden porträtieren zu lassen. Ein Reporter pilgert nach Syrakus, den Geist der Märtyrer mit der Seele suchend. Hier unter edlen Trümmern verfallener griechisch-römischer Pracht findet er die Passionsgeschichte des heiligen Alban, kniet nieder, dankt unter Tränen der Ergriffenheit und will den Text nach Rom mitnehmen. Aber der Kodex wird bei der zartesten Berührung zu Staub. Das Gelesene indes vergaß der fromme Mann nimmer, und die Biographie ward so über alle Zweifel erhaben.

Wenn nun moderne „Menschenschilderer“ behaupten, Liebesbriefe seien für die von ih-

nen für druck- und verkaufsfähig befundenen Persönlichkeiten nicht weniger wichtig als Ereignisse der Zeit, dann schöpften sie aus denselben Quellen der Inspiration wie ihre mittelalterlichen Kollegen. Liebesbriefe sind gewiß Dokumente, nicht unwichtiger für eine Epoche als das politische Testament des Kardinals Richelieu für die Geburt der modernen Monarchie. Sie zeigen die Schattenspiele, die Empfindungen, die Landschaft der Gefühle, in der Menschen wachsen, Individuen sich bilden: Spuren im Sande der Geschichte! Liebes-, Pump- und Freundschaftsepisteln, Notizen vom Krankenlager, letzte Wünsche, Herzensgrüße, Melancholien und Freudenschreie sind aber nur für die Stunden, in denen sie geschrieben oder gesagt wurden — wichtig. Wer hat nicht Krisen, über die er sich später wundert wie über die unwahrscheinlichste Erscheinung, Krisen des Irrsinns, des lähmenden Zweifels, des unerfüllbaren Verlangens; Stunden, in denen er wünscht, ausgelöscht zu sein; Augenblicke, in denen er nie mehr handelnd, ewig nichtstehend, nicht denkend ergrauen möchte? Das geschichtliche Werden indes ist trotz aller Privatkorrespon-

denz, allen Boudoiren, allem Skeptizismus, allem Räsonieren kein Feuilleton des lieben Gottes, sondern hart, kalt, gleichgültig, folgerichtig, unbarmherzig; es sind Kräfte, die ringen, Interessen, die morden, gigantische Anstrengungen, die sich messen, Willensballungen, die sich vor dem dunklen Hintergrund des geschichtlichen Horizonts in blitzender Aktion entladen.

Niemand empfindet diese Notwendigkeiten der Veränderung mehr als führende Individuen. Sie wachsen in einer eigenartigen Atmosphäre kommender Dinge auf, werden von der Härte der Welt angezogen, wie Faulenzer von weichen Kissen. Dieser Prozeß ist, wie jede Erscheinung, zwiespältig. Der Einfluß, den sie erlangen, durch den Völker und Klassen denken und handeln, ist der Macht-Urtrieb. Diese Allgewaltigen, deren Wille zur Wirkung von allen Schrecken der Hölle nicht vernichtet werden konnte, sind zugleich die Allerschwächsten, abhängiger von der Notwendigkeit als gewöhnliche Sterbliche in ihren Tafel- und Ehefreuden. Die Kleinen wännen sich frei, die Großen haben das Bewußtsein ihres Sklaventums. Je mächtiger einer ist, um

so abhängiger. Die weltgeschichtlichen Individuen zieht das scheinbar Unmögliche an, sie wären ja sonst keine historischen Menschen; denn nur das Hindernisreiche reizt den Geist und befriedigt ihn zugleich. Richelieu will die absolute Macht der Monarchie in Frankreich, das von allen Faktionen des Glaubens zerrissen ist; er begründet das moderne Königtum wie Bismarck beinahe im Rücken und gegen den Willen seines Gebieters. Diese Menschen großer Verwirklichungen zappeln dann in der Zange der Notwendigkeit, können sich nicht befreien, ballen die Fäuste, fühlen sich ohnmächtig wie in einem entsetzlichen Alpdruck. Nicht was den Sonntagkindern erfolgreicher Biographen gelingt, sondern wozu sie gezwungen werden, charakterisiert ihre Einsicht: Der Freiherr vom Stein verhandelt nach Tilsit monatelang mit Napoleons Vertreter in Berlin, handelt um Reparationssummen, betont die „Gemeinsamen Interessen Frankreichs und Preußens“. Lenin schließt den Frieden von Brest-Litowsk!

Wenn Napoleon sofort nach Waterloo, Bismarck sofort nach der Krönung Wilhelms II. gestorben wäre, was hätten da nicht die Bio-

graphen kombiniert, welch wunderbare letzte Kapitel, welch gigantische Möglichkeiten würden die beiden auf dem Schreibtisch ihrer berufsmäßigen Übertreiber gehabt haben! In Wirklichkeit indes vermochten sie sich kaum zu bewegen.

Was will also die Biographie?

Sie ist imstande, den Eindruck, den ein Individuum in der von unendlichen Ursachen gebildeten Atmosphäre hinterläßt, zu betrachten, ähnlich wie der Träumer die Wellen verfolgt, die ein in einen marmorglatten See geworfener Stein verursacht. Ein großes Leben ist eine wunderbare Klugheit, ihr nachzugehen ist ebenso reizvoll wie schwer. Denn die Klugheit ist stumm, und der arme Biograph will sie auf Hunderten von Seiten erläutern. Diese Schwierigkeit der Beschreibung genial handelnder Individuen hat der tiefste deutsche Denker seiner Zeit, Carl von Clausewitz, gefühlt; er suchte sie durch eine zärtliche, nicht jedem Schreiber gegebene Bescheidenheit zu überwinden. Beim Betrachten all dieser Tatsachen „überfällt uns“ — sagt er — „die Besorgnis mit unwiderstehlicher Gewalt, zu einem pedantischen Schulmeistertum hin-

abgerissen zu werden, in den unteren Räumen schwerfälliger Begriffe herumzukriechen und dem großen Feldherrn in seinem leichten Überblick also niemals zu begegnen“.

Und doch muß der Biograph die Einzelheiten verfolgen, um überhaupt etwas zustande zu bringen; denn von weitem erscheint jeder Mensch und jedes Ding ebenso klar wie falsch. Die Einheit des Handelnden gilt es zu zerlegen, zu finden, wie Einseitigkeit, Schwäche, fixe Gedanken, Lächerlichkeiten vom Feuer der Notwendigkeit verbrannt werden, wie unzählige Besonderheiten aber trotzdem den Menschen bilden, wie die Vergangenheit und Gegenwart mit leichter Hand sein Profil zeichnen. Dann kann man vieles ahnen, Nebensächliches erklären, Zusammenhänge finden. Aber die Feder des Biographen, des Philosophen, des Historikers zerbricht gerade im Augenblick der Lösung, wenn sie nach vielen Mühen an das harte Urgestein der Dinge stößt.

GEORGES CLEMENCEAU ZWISCHEN
DER AKTION UND DEM NIRWANA

„Wenn es einen Gott gibt“, — sagte Papst Urban VIII., als Kardinal Richelieu gestorben war — „so wird er wohl büßen müssen; wenn es keinen Gott gibt, war er ein braver Mann.“

I

Als Verbindungsoffizier des Marschalls Ney überbrachte der Baron Henri de Jomini einige Tage vor Austerlitz Napoleon eine Meldung. Der jugendliche Kurier wollte, daß der Kaiser von dieser flüchtigen Begegnung etwas profitiere und gab ihm in aller Eile einige militärtheoretische Ratschläge. Bonaparte hörte, durch so viel Frechheit erstaunt, einige Augenblicke zu, verabschiedete aber den Ratgeber, bevor dieser ihm seine Lehrsätze zu Ende entwickeln konnte. Jomini ging traurig davon, tief überzeugt, alles würde sich nun zum Schlimmsten wenden.

Kurz vor der Schlacht bei Königgrätz wollte er auch Moltke beraten.

Der Baron gab noch vielen Feldherren weise Ratschläge und wurde neunzig Jahre alt. Er hatte die ersten Tirailleurs und die ersten Eisenbahntroopentransporte gesehen; er sah

noch die letzte mollige Marketenderin und die erste Gulaschkanone. Acht Jahrzehnte der Schlacht fanden in ihm einen Augenzeugen und einen fleißigen Chronisten. Mit begeistertem Interesse verfaßte Jomini Tausende von Seiten.

Männer, die ein solches Alter erreichen, brauchen eine Philosophie ebenso notwendig wie einen gesunden Magen, sonst versteinert das arme Herz. Auch wenn sie brummig, boshaft, rechthaberisch sind, ergötzen sie immer durch eine originelle Form der Weisheit. Die Kenntnis vieler Dinge scheint ihnen zu sagen: „Wenn ein Heiliger zum Ziel gelangen will, muß er genau die gleichen Kniffe anwenden wie ein Straßenräuber.“ Deshalb verzeihen sie vieles. Oder sollten sie es nur darum tun, weil die geschwächte Kreatur keine Zähne mehr zum Beißen hat?

Sie erscheinen als Wanderer in der Zeit wie die Weltumsegler im Raum. Ihre Erzählung klingt abenteuerlich wie die des Matrosen, der unbekannte Ströme gesehen, das Murmeln sagenhafter Quellen gehört hat. An ihrem Grabe trauern Epochen, die nur noch für Universitätsprofessoren und Fabulisten

existieren werden. Aus Zeit wird Papier. Vom Standpunkt der Gegenwart aus erscheint die Vergangenheit wie ein zusammengeklappter Fächer; die Betrachtung des Ablaufs eines Menschenlebens öffnet ihn wieder. Denn wie aller Dinge Maß ist der Mensch, und nicht das Petrefakt, auch das Maß der Zeit. Bei Jomini sieht man noch mehr als bei Clemenceau wie die verschiedenen Etappen sich voneinander unterscheiden. Der Zeuge der Schlacht bei Valmy fährt schon achtzehn Jahre lang Eisenbahn; der Betrachter des Rückzuges Napoleons aus Moskau reist im beleuchteten Coupé von Petersburg nach Paris.

Und die Eisenbahn war eine schöne Sache, nicht weil man mit ihr so schnell fuhr, sondern weil sie Unendliches versprach. Noch unter Louis Philipp erklärte der Ministerpräsident in der Kammer, diese Maschine gehöre ins Reich der Phantasie; denn alle Reisenden müßten, wenn der Zug aus einem Tunnel herauskäme, an Lungenentzündung erkranken. Nun fuhr sie ohne Pneumonie, dampfte kerngesund! Aus den Fenstern der rollenden Wagen blickten die Reisenden zu den Sternen; es schien ihnen, als ob sie sich im Welt-

raum bewegten und nicht auf der Erde. Planeten waren mit den Händen zu greifen. Ein wunderbarer Optimismus bedeckte mit demselben Tuch Himmel und Erde.

Alles schien jetzt möglich, jedes Glück „beweisbar“. Der Menschheit neuer Gott blieb nicht mehr unsichtbar, verbarg sich nicht mehr im Flutendunkel mystischer Ahnungen; hörbar piff er aus jeder Maschine, bewegte Räder, schenkte Licht, durchbohrte Berge. Die Wirklichkeit, die Wahrheiten der einzelnen Wissenschaften sollten alle verwirrenden Reste alter Ideologien und Epochen überwinden, das positive, naturwissenschaftliche Gebäude der Welt aufbauen, alle Romantiker, Theologen, Phantasten, Schöngeister und Pathetiker lächerlich wie Gespenster — für Leute, die nicht daran glauben — erscheinen lassen.

Eine ganze Generation war von diesem Positivismus Auguste Comtes erfüllt.

An den Pforten der Mathematik, der Astronomie, der Physik, der Chemie, der Biologie halten zwar noch Mandarine Wache; sie wollen die unverbrauchbaren Kräfte des Lebens, die aus diesen Schätzen der verwirklichten

Vernunft fließen, nur in die Kontore einer dünnen Schicht Besitzender münden lassen, — aber vergebens sei ihr Bemühen; die Saat des Glücks würde auf dem dunklen Grunde der Millionen Armen sprießen; es bedürfe nur noch eines Sonnenstrahls, nur noch des Taus eines frischen Morgens der Entschließung.

Die intellektuelle Jugend blickt aus den Fenstern ihrer Schulklassen und Redaktionen in diese halb versprochene, halb werdende Welt. Sie lächelt mitleidig, wenn zufällig ein Regiment des dritten Napoleons vorbeimarschiert; er ist der „Kleine“, der Usurpator, der „Niederträchtige“. Der zwanzigjährige Emile Zola und der einundzwanzigjährige Clemenceau haben ihre Zeitung — *Le Travail* —, dichten enthusiastisch! „O Mut! Mut! mein Jahrhundert! Schreite vorwärts, immer vorwärts!“ schreibt Zola holprig und voller Haltung. Clemenceau feiert Michelet, ist zwiefach ergriffen: von 1793 ... Danton, dem Konvent und von der Begeisterung dieses begeisterten Historikers.

II

Georges Clemenceau hatte mit zwanzig Jahren, wie die meisten Jünglinge seines Alters, das A-b-c des Optimismus in der vergänglichen Form des Positivismus buchstabiert. Bald jedoch stieß er mit dem Kopf an die Grenzen dieser Methode und behielt für immer eine schmerzliche Wunde. Aus dem Positivismus, der ausgezogen war, jede Religion, jede Metaphysik zu vernichten, wurde ein reuiger Sünder, päpstlicher als der Papst und ohne des heiligen Vaters lebendige, allumfassende Tradition.

Der Positivismus verlor seine Seele im Tintenfaß seiner Gelehrten.

Der Glaube an die mechanische Entwicklung zum Glück durch den Fortschritt der Physik scheiterte vor der ökonomischen Wirklichkeit. Ungezählte Flammen der Not schienen erst durch die Hochöfen der Industrie angezündet. Die Technik machte die Reichen reicher und die Armen ärmer. Eine ganze Generation stritt und spaltete sich vor den Perspektiven wirtschaftlicher Zukunft — man bekämpfte sich immer wegen des Kommen-

den, wegen Hypothesen, Prophezeiungen, wegen unbeweisbarer Dinge. Die einen — die Sozialisten des Kommunistischen Manifestes — meinten, die Maschine würde aus den Tränen gegenwärtigen Elends weiße Glückssperlen machen, nur die soziale Revolution müßte erst siegen. Die anderen glaubten nicht daran, hüteten sich vor Prophezeiungen, suchten außerhalb jeder Schule den geistigen Schauplatz ihrer Hoffnungen.

Inmitten dieser Ideologien, Debatten, Traditionen, im Schatten ökonomischer Umwälzungen und politischer Ereignisse des zweiten Kaiserreichs und der Anfänge der dritten Republik bildete sich Clemenceau. Aus dem äußeren Leben tropften Eindrücke durch sein Gehirn, wie durch ein Filter, die langsam seine „Philosophie“, sein „spezifisches Gewicht“ bildeten, das, was ihm die Schwere gab und zugleich wahrhaftig und innerlich trieb. Er war ein Mensch der Bewegung, der formen, wirken wollte, dem aber das Denken immer ein Bein stellte; er schwankte zwischen der Aktion und dem Nirwana. Am Tage ist er mutig, enthusiastisch, voller Einfälle, der erste in der Debatte, der unermüdetste im An-

griff, immer „schreibbereit“, von jedem politischen Ereignis entzündet, durch jede politische Nachricht erregt; jeder Zeitungsartikel, jede Parlamentsrede ist ihm wichtig. Am Abend wundert er sich über sein Interesse, empfindet das Lächerliche seines Wollens, fragt sich wie unter schwerem Alpdruck: Was geht mich das alles an?

„Ruderstange auf Ruderstange — schreibt Clemenceau — folgt auf der Galeere dieser Existenz, und die Wellen verschwinden noch ehe sie kommen.“

Er malt schwarz in schwarz und jammert über diese Welt mit ihren Göttern aus Pappe; hält sich die Ohren vor so vielen Orakelsprüchen zu; sieht, wie der Tod der Begleiter jedes Atemzuges ist, wie der schwache Bruder den schwächeren vernichtet; erblickt ein immenses Kolosseum des Vergehens; sieht, wie jeder so tief von der Herrschaft seines Rechts durchdrungen ist, daß er das der anderen vergißt; sieht, wie aus allen Bemühungen zur Güte nur Metzereien werden; hört das Röcheln aller Verdammten und ihre Hoffnung auf Vergeltung; gedenkt aller überzeugter Narren, in deren Augen es keine größeren Ver-

brechen gibt, als ihren lallend vorgetragenen Ideologien zu widersprechen.

Mit dieser Bitterkeit in der Seele, vor diesem weißen Tuch des Nichts, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich auflösen, müßte er verenden.

Die Kreatur zittert, als ob sie jemand nackt im Winter erfrieren ließe. Nicht umsonst haben die Menschen fünfzehn Jahrhunderte lang Theologie getrieben — das war ein stets in allen Farben der Scholastik glänzendes Feuer.

Clemenceau kämpft, um leben zu können, redet sich gut zu, überdeckt mit dem Willen alle Urfragen der Existenz, die ihn stets peinigten. Aus dem Pessimismus erretten ihn der Trieb, die geballte Faust, die Sehnsucht, diesem Labyrinth zwischen Ja und Nein zu entkommen; er wirft die Tür der Spekulation hinter sich zu, entflieht wütend ins Freie.

„Was suchen wir — fragt er — auf dieser Welt? Die beste Anwendung einer vorübergehenden Existenz. Wo kann man diese Existenz finden? In einem Gleichgewicht der Energien; diese Energien bedeuten ein Abwägen der Aktivität ...

... Ist es nicht eine physiologische Unordnung, ... sich in Lamentationen über das Elend der Existenz zu verbrauchen und durch die Art des Empfindens die realste Freude, die des Seins und des Handelns, zu vernichten? Der gesunde Mensch ... verbraucht alle seine Energien im Kampf ... er nimmt die Schicksale der Erde in seine Hände ...“

Aus tiefstem Pessimismus erhebt sich die Energie, wie der tiefste Schlaf wunderbare Frische schenkt.

Clemenceau sucht Symbole, um seine versöhnte Traurigkeit zu feiern, und findet den großen griechischen Pan.

Abends, wenn alles wie der Bergsee in Schweigen ruht, hören er und Pan die Melancholie des Kosmos. Des Hermes Sohn, Gott Pan, wurde zur grübelnden Gestalt. Er schweift in Wäldern umher, schützt die Bienenzucht, schießt ganz menschlich-ordinär nach Nymphen, ärgert seine Brüder im Olymp, spielt Lieder auf der Syrinx, hüpfert im Reigen fröhlicher Tänze, wird aber dann plötzlich von der Schwäche der Kreatur erdrückt. Er entflieht in die Einsamkeit, setzt sich auf einen Stein am Bach und stellt Fragen aus der Phi-

losophie der Weltgeschichte. Seine Trauer ist nicht persönlich, er bleibt ja ewig, sie ist desinteressierte Melancholie über den Untergang glänzenden Menschenlebens. Denn er hört Klagen aus aller Zeiten Ferne, vernimmt Botschaft aus Athen, Rom, Karthago, Palmyra und Persepolis. Am Morgen vor dem Aufbruch zum Spiel wird er Hegelianer, findet Trost in der Vernunft des Wechsels und meint, daß der Geist aus den Trümmern des Vortrefflichen nicht bloß verjüngt, sondern erhöht, verklärt hervortrete. Im weiten Reich des Nichts entdeckt er einen Schimmer des Trostes: die Idee, die sich von der Erde erhebt und nicht an den Triumph des Tages gebunden ist.

Clemenceaus Dichtung ist immer politisch. Seine Muse braucht den Schauplatz großer Ereignisse. Nachdem er eine Zeitlang regierte, haßte, befahl; nachdem andere oder er selbst sein Kabinett stürzten, er eine kleine Weltreise unternahm, mit der notwendigen Vorsicht Tiger und Elefanten jagte, so die Ruhe des Dschungels durch Kabinettswechsel im Palais Bourbon gestört wurde, — dichtete er. Die Dichtung war ihm Symbol aus Kampf-

festagen. Am Schreibtisch sucht Clemenceau die Landschaft seiner Gefühle und Wünsche zu erweitern. Nach einem Vierteljahrhundert heißt seine Traumgestalt nicht mehr Pan, sondern Demosthenes. In Demosthenes feiert und idealisiert er sich selbst.

Im Kampf des Griechen gegen Philipp sucht Clemenceau nach Defaitisten, Willensschwachen und Korrupten in Athen. Die Standgerichte seiner eigenen Herrschaft haben in der eisigen Stille, die immer die Justizpaläste der Kriegsherren umgibt, viertausend Franzosen verurteilt. Er sucht deshalb in der Nähe der Akropolis, neben dem Parthenon, auf dem Berge Hymettus, das Standgericht. Clemenceau liebt Demosthenes ob seines Ringens, das an der Trägheit verbündeter Schwacher zerschellt. In Demosthenes zeigt er, wie die Demokratie den Krieg führt und welche Gefahren sie bedrohen.

Auf dem Pnyx kommen die Athener zusammen, kleine, aus der Arbeit oder des Nichtstuens Zwang für Stunden entlassene Männer. Der kleine Mann ist seiner selbst unsicher, wird von Lockungen, Losungen, Versprechungen bestirmt. Die Stunden vergehen, der Augen-

blick der Entscheidung kommt. Da steigt Demosthenes auf die Tribüne, er gibt sich hin, die Hörer werden sein Atem, er wagt den Sprung, und die Hellenen folgen. Die Schwingungen des Wohlklangs verlieren sich im Blau des Himmels, der Athener geht nach Hause. Die disziplinierte Aktion, das minütliche Ringen, die stumme, ruhige Arbeit Unbekannter müßte folgen — sie beginnt aber nicht. Der Mensch, meint Clemenceau, der etwas will, der etwas führt, der etwas formt, dieser blasse Sucher fliehender Wahrheiten, kann sich in Demosthenes erkennen. Der Diktator zweier Weltkriegsjahre tut es jedenfalls. Er, Verkünder des Willens und der Individualität, sucht Altäre griechischer Zivilisation und konstruiert mit achtzig Jahren nicht mehr ein Regierungs-, sondern ein Weltprogramm menschlicher Organisation. Er ist aber in seinem Individualismus verwegen. Wenn alle Menschen mir glichen, wenn anderthalb Milliarden Clemenceaus auf der Welt wären, so würde sie die bestmögliche sein. Dann schweigt der Fünfundachtzigjährige über das Kommende, er liebt nicht Verba im Futurum. Er sieht nur Siege, Niederlagen, projiziert in den Kosmos

den Existenzkampf der Individuen, meint, daß auch im Universum die stärkere Kraft die schwächere aufhebe, und findet Worte für Besiegte. Wenn der Besiegte seine Niederlage nicht annimmt, dann kann er wieder aufspringen — vielleicht zu seinem Glück, vielleicht zu seinem Unglück.

III

Die republikanische Opposition unter dem zweiten Kaiserreich vereinigte große Schichten der Bevölkerung, aber nicht organisatorisch oder parteimäßig. Alle Unzufriedenen flogen ihr zu wie Nachtfalter dem Licht.

Die Opposition war der Strom eines Gefühls, auf dem die Boote verschiedenster Interessen dahinglitten: Des Mannes der Bluse — wie die Proletarier hießen, nachdem sie im Jahre 1848 ihre Visitkarte in der europäischen Politik abgegeben hatten —, des gesamten Quartier latin, der freien Berufe, der Krämer, der träumenden Spießbürger und aller Nester der Armut, in denen die jakobinische Tradition so tief steckte wie Bohrwürmer im Holz.

Es war die Freude vor dem Fest, vor dem erwarteten Heile langerträumter Sattheit.

„Kinderleicht war es, — schreibt Clemenceau — unter dem Kaiserreich Republikaner zu sein, es genügte zu sprechen oder zu schreiben. Einmal die Republik proklamiert, hat man jedoch handeln müssen.“

Aber anders als die Republikaner es einst erhofften wurde gehandelt.

Die Republik war eine Affäre der Monarchisten, geboren im Zeichen zweier blutiger Katastrophen: Sedans und der Kommune.

Die Kommune bewies holprig, ungeschickt in blutrünstigen, aufgeregten Artikeln und Manifesten und in naiv-kindlicher Praxis, daß eine soziale Frage existiert; sie steht am Anfang der europäischen Arbeiterbewegung, die der „Bauch von Paris“ unter Geschrei gebar. Durch ihre Übertreibung hat die Kommune die Republik gerettet. Vielleicht wird in einem halben Jahrhundert geschrieben werden, daß der Aufstand des deutschen Spartakusbundes im Jahre 1919, der gegen die Republik gerichtet war, der deutschen Republik erst gerade dadurch zum Leben verhalf.

Aus Angst vor der Rebellion der Extremen

blieb man bei der Republik, bekämpfte die Kommune im Namen der Republik, entzog dadurch dem Pariser Aufstand den breiten Boden der Sympathie in allen Städten Frankreichs. Die Republik an sich ist aber ein Abstraktum, nur der Rahmen, in dem Auseinandersetzungen stattfinden.

Clemenceaus Stärke bestand nun darin, daß er für die weitgehendste Durchführung dieser Auseinandersetzung war. Nie existierte für ihn der Begriff der Ruhe; stets blieb er der Meinung, die Politik sei da, um in schroffsten Formen zu handeln, nicht um in Harmonien zu träumen. Die Klage, sie sei zu „roh“, überließ er ängstlichen Betrachtern. „Die Ruhe — schreibt Clemenceau — ist kein Zustand freier Völker.“ Nachdem der Aufstand der Kommune die Führer der äußersten Linken für mehr als ein Jahrzehnt nach Neukaledonien und in die Gefängnisse geschickt hatte, konnte er der Wortführer der extremen Elemente werden, benutzte sie im Rahmen republikanischer Parteien als „*exitateurs d'énergie réformatrice*“. Erst nachdem sich das politische Leben normalisierte, die verschiedenen Schulen und Bethäuser des Sozialismus eigene

Prominente bekamen, trennte er sich von ihnen. Mit der Linken, in ihrem Sinne, hat er seinen großen Kampf für die moderne bürgerliche Republik geführt, hier Bleibendes hinterlassen. Hier konnte dieser Pessimist alle Energien konzentrieren; das Spiel seiner Kräfte konnte hier Feindliches wie der Strom eine kleine Insel umkreisen; hier war der Raum für die Macht der Persönlichkeit im Rahmen gegebener historischer Grenzen; hier wurde die Politik zur Kunst; hier zieht sie an wie ein Drama Shakespeares, wie eine Statue Michelangelos; hier ist er starrköpfig wie ein Jakobiner, erinnert an Danton; hier sieht man den Bauern aus der Vendée; hier hat er die Intransigenz des Anklägers Fouquier-Tinville; hier herrscht Unbeugsamkeit, die allein etwas Großes gebiert; hier schleicht sich kein Kompromiß ein, nicht weil das Kompromiß ungeschön wäre, sondern weil es die politische Erziehung stören, in diesem gegebenen Moment unpraktisch, hemmend wirken würde. „Die erste republikanische Pflicht — schreibt er — befiehlt uns, den Kampf gegen Koalitionen, die Gedanken schwächen, Konfusionen gebären, zu führen.“ Die Opposition gibt seiner

Seele und er der Opposition Schwung. Er ist an keine Akten gebunden, an keine Bürokratie. Seine Gedanken sind eindeutig wie die napoleonische Strategie; wie sie operiert er mit Massen, die er ebenso wie Bonaparte verachtet; stets sucht er das feindliche Zentrum. Clemenceau ist in der Opposition revolutionär, ohne an eine Orthodoxie gebunden zu sein. Das Rebellische besteht vor allem in der Klarheit; er macht aus Kleinigkeiten Großes, aus Justizirrtümern, wie dem der Affäre Dreyfus, ein nationales Drama. Nach gewonnener Kampagne schließt er kein Kompromiß mit den Geschlagenen; deshalb wird das ganze Programm verwirklicht: Trennung von Kirche und Staat. Clemenceau ermöglicht die radikalsten Ministerien, die je die dritte Republik geleitet haben: Waldeck-Rousseau, Millerand und Combes. „Man muß — feuert er die Regierung an — wissen, was man will. Wenn man will, muß man den Mut haben, es zu sagen; wenn man es sagt, den, es zu tun.“

Die Frage des Eigentums trennte diesen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts von der äußersten Linken. Denn jeder Gedanke

an einen wirtschaftlichen Kollektivismus ließ vor seinen Augen die monotone, graue Erziehungsanstalt für Waisenkinder entstehen. Als er zur Macht gekommen war, ertönte ein ohrenbetäubendes Geschrei über seinen Verrat. Der neue Ministerpräsident hatte aber keine Angst vor dem Regieren; wie früher die Ministerien, tyrannisierte er jetzt die Opposition. „Regieren — sagt Clemenceau — heißt die Sprungfedern der Macht bis zum äußersten dehnen, ohne sie zerbrechen zu lassen. Regiert werden heißt geduldig auf den Tag irgendeiner theatralischen Rebellion warten.“

In seine Einseitigkeit wie in einen Mantel gehüllt, in seine schroffsten Formulierungen verliebt, reizte er die Opposition noch mehr, als er ihr schaden konnte. Er wollte nicht die Diktatur, und er hätte sie auch nicht haben können. Aber in diesem Demokraten, in diesem alten Parlamentarier steckte viel von einem Diktator. Was ihn von der Diktatur zurückhielt, war das Spielerische seiner Natur. Genialisch in der Improvisation, sollte er vor allem der Mann großer Krisen bleiben. Im Kampf gegen die Linke hätte er gerne eine

heraufbeschworen, obwohl der Sozialismus gar keine Gefahr war, sich beinahe wunderte, so ernst genommen zu werden. Zum allgemeinen Erstaunen nannte man ihn schon „Retter der Gesellschaft“.

„Clemenceau — schreibt der Sozialist Charles Rappaport in diesem Jahre, 1910, — hat fast ein halbes Jahrhundert für die demokratische Sache gekämpft. In drei Jahren ist es ihm gelungen, sein Lebenswerk zugrunde zu richten. Er hat als Regierungsmann das Gegenteil dessen getan, was er als Oppositioneller mit feuriger Zunge, mit seiner glänzenden Feder gepredigt hatte.“

Diese Art des Sehens ist ebenso orthodox wie unrichtig. In der Politik verrät man immer irgend jemanden und ist immer reaktionär für irgendeinen.

Die neue Stellung Clemenceaus ist nur der Ausdruck ökonomischer Veränderungen, ein Zeichen der Konsolidierung der Republik. Sie vollzog sich auf zwei Wegen, die scheinbar entgegengesetzt sind: einerseits durch den scharfen Kampf gegen die monarchistischen Elemente und andererseits durch die Befriedigung möglichst vieler Interessen einer mög-

lichst großen Schicht Besitzender. Die, die man politisch bekämpfte, befriedigte man zugleich ökonomisch. Die dritte Republik ward die der Rentner und des Kapitalexports. Groß-, Klein- und Mittelbesitzer wurden an die neue Staatsform gebunden. Den Stolz der Republik bildeten die guten Geschäfte ihrer Untertanen. Die Steuerreduktion, die den Grund und Boden betraf, erreichte nach zwei Jahrzehnten die Summe von 25 Millionen Francs. Dem monarchistischen Großgrundbesitzer wurde der König genommen, dafür schenkte die Republik seinen Ochsen, Hammeln und seinem Getreide den Schutz gegen die ausländische Konkurrenz. Der Kurs der Rente erreichte eine unter dem Kaiserreich unbekannte Höhe. Das Kleinbürgertum, das Kräfte-reservoir der radikalen Politik Clemenceaus, identifizierte sich immer mehr mit der Republik wie sie war. Die Zukunft betrachteten sie als Phrase. Die soziale Gesetzgebung allein blieb ein ungepflegter Garten. Alle direkten Steuern fielen und alle indirekten aus Monopolen stiegen. Dem ökonomischen Denken aber stand Clemenceau so fern wie seine Lehrer, die Enzyklopädisten. Als oberster

Kriegsherr, Minister des Friedens und der Schlacht, als Pamphletist, Essayist und Dramatiker sieht er immer dieselbe Seite der Probleme, dieselbe Schwere der Dinge, nie die Geburt der Idee aus dem Boden der Materie, immer nur den fix und fertigen Gedanken. Das Frankreich königlicher Pracht, der Adler Napoleons I., die Felder von Sedan, die dritte Republik, das Land des Versailler Friedens sind ihm die gleiche konstante Größe.

IV

Carl von Clausewitz, der originellste, allumfassendste politische Denker seit Machiavelli, schreibt: „Wir können die Gegensätze der Völker nicht in Maximen suchen, sondern in der ganzen Summe ihrer geistigen und materiellen Verhältnisse zueinander.“ Clemenceau hat sich in seiner auswärtigen Politik von Maximen leiten lassen; hier verschwand in den letzten Jahren seines Lebens seine Skepsis, sein Relativismus; hier sah er Nebel und durch den Nebel hindurch Millionen gegnerischer Bajonette.

„Wir werden uns nicht morden lassen“, war sein zweites Wort.

Der Feind seiner innersten Empfindung, Bismarck, hatte einen viel freieren außenpolitischen Blick, eine größere, breitere Perspektive.

Aber trotzdem haben alle beide die neuen fundamentalen ökonomischen Bindungen und die dadurch verursachte Veränderung der großen Politik nicht gesehen. Sie konnten nicht ahnen, daß England, die Vereinigten Staaten, Frankreich und Deutschland die Weltbankiers werden würden, daß die dritte Republik unter diesen Geldgebern einst die zweite Stelle einnehmen sollte.

Nach 1870 schrie Clemenceau um Elsaß-Lothringen. Aber auch in dieser Frage bestand das Verhältnis zwischen Außen- und Innenpolitik. Er war nicht immer der Herodes Hasses. Mit der Linken verbunden, konnte er nicht an sofortige Revanche denken. Die Tendenzen, die nach freundschaftlichen Beziehungen mit dem deutschen Kaiserreich strebten, störte er nicht. Diese Annäherung sollte ja den großen Mantel des europäischen Vertrauens weben, unter dem man auswär-

tige Politik machen, Bündnisse schließen konnte. Alles andere sollte das Morgen bringen.

„Die Zukunft — steht auf dem Sockel des Denkmals Gambettas geschrieben — kann uns niemand verbieten.“

Bismarck wollte, nicht aus Angst vor Frankreich, sondern aus Sorge um kommende Bündnisse, die Augen der dritten Republik von Elsaß-Lothringen abwenden und ihr den Weg nach den Kolonien zeigen.

Clemenceau führte einen scharfen Kampf gegen diese Expansion. Und man kann über Clemenceau alles sagen, ihn verschieden beurteilen, — das eine indes: er versteckte seine Gedanken, ist niemand imstande zu behaupten. Im Gegenteil, er trompetete seine Motive, war zu stolz, zu eigensinnig, zu selbstbewußt, zu eingebildet, um zu lügen. (Diese notwendige Arbeit überließ er dem Manne, der immer sein Nachfolger wurde, und der die Politik stets als „eine Sache der Fingerfertigkeit“ definierte: Aristide Briand.) Als radikaler Demokrat schrie und polemisierte er gegen die Kolonialpolitik im Namen seiner Gesinnung.

„Unsere Aufgabe — erklärt der Abgeordnete Clemenceau in der Kammer — besteht nicht darin, in Indochina ein Reich zu schaffen, sondern darin, in Frankreich die Republik zu begründen.

... Die Siege der Menschheit bedeuten für uns mehr als die der Generäle. Wir brauchen den Frieden, um die Demokratie zu krönen, um sie im Großen und Kleinen zu vollenden.“

Erst als im Rücken aller scheinbar allmächtig handelnden Außen- und Premierminister sich gewaltige Monopole bilden; der neue Imperialismus frisch gestärkt seinen Rachen öffnet; der Futterplatz des Weltmarktes immer beschränkter wird; man keine Ware mehr, sondern Kapital exportiert; die Banken eine primäre Machtrolle erhalten; so der Nationalismus eine neue Grundlage bekommt, sich auf ganze neue Schichten stützt: wird Clemenceau chauvinistisch nach außen und „Retter der Gesellschaft“ nach innen.

Er greift die Berliner Regierung mit derselben Vehemenz an, mit der er einst Ferry oder den Papst bekämpft hatte. Während der Marokkoaffäre redet Georges Clemenceau als Ministerpräsident mit einer undiplomatischen Offen-

heit, die sonst nur die Rhetorik fünf Minuten vor dem Krieg besitzt: „Die starke, mächtige Regierung jenseits der Vogesen zeigt die Faust, die man so sehr da drüben in allen Wirtshäusern liebt ... Aber wir Franzosen haben noch etwas zu sagen, etwas zu wollen, etwas zu vollenden ...“

Als einige Jahre später der Krieg ausbricht, ist ihm keine Maßnahme scharf genug, und er, der als Ministerpräsident unbarmherziger Verkünder des Burgfriedens wird, nur die Wahl zwischen dem Erschossenwerden und dem Hurraschreien läßt, spricht gegen die Regierung im Tone des Aufruhrs.

Der Haß bindet nun den Greis an das Leben. In der Stunde der höchsten Gefahr für sein Land ist er an seiner Spitze.

Seine Kriegführung bleibt ein großes Kapitel politischer Strategie, das noch zu schreibende spannendste Buch der letzten beiden Jahre vor Versailles.

Den Friedensschluß selbst betrachtet Clemenceau als persönlichen Racheakt. Er möchte ihn so schneidend, so verletzend, so polemisch, so ätzend machen, als ob er einen Leitartikel diktieren. Diesem Frieden will er die ganze

Schwere seines Hasses geben. Und so steht auf jeder Seite des Versailler Bandes seine einfache Philosophie, die er nie verbarg: Wehe dem Besiegten!

V

Der Pessimist, der Verächter, Clemenceau, der, vom Lebensüberdruß getrieben, nie sterben wollte, hat einen Vorgänger in der Bibel: den Prediger Salomonis. Der Prediger baut Häuser, pflanzt Weingärten, legt Teiche an, um Haine und Fruchtbäume zu bewässern, und endet in der Bitterkeit der Dinge: „Ich sah alles was unter der Sonne geschieht, und es war alles eitel und Jammer, und der Tag des Todes hieße besser denn der Tag der Geburt.“

DOGMA UND DIALEKTIK BEI LENIN

Die Philosophie ist nicht dürr und vergrämt, träumt nicht auf stillen Lagern, sondern ist der Kelch der Lebendigkeit, sucht die ewige Auseinandersetzung mit allen Erscheinungen. Seit den Anfängen alles Denkens pendelt sie zwischen „Idealismus“ und „Realismus“ und seitdem eine Geschichtsschreibung existiert, auf die Historie bezogen, zwischen „Idealismus“ und „Materialismus“. Die Grenzen dieser Möglichkeiten bilden ihr weites Gefängnis. Beide Betrachtungsformen sind höchstwahrscheinlich gleich wahrscheinliche Hypothesen. Trotz ihrer Kämpfe borgen die Systeme Argumente voneinander, berauben sich gegenseitig ihres schönsten Schmuckes, ihrer besten Zitate. Die beiden Deutungen der Erfahrung kann man ins Unendliche kombinieren, wie die zweiunddreißig Buchstaben des Alphabets. Im langen Streit der Philosophen

— dieses Metier lebt, wie jedes andere, vom Streit ihrer Streiter — retten die orthodoxen Propheten des Idealismus und des Materialismus ihre oft wunderbar konstruierten Systeme mit zwei einfachen Wörtchen: „Letzten Endes“.

Der Idealist fragt den Materialisten: Wie erklären Sie, sehr geehrter Herr Kollega, die Tatsache, daß die ersten Pioniere Nordamerikas inmitten ihrer jungfräulichen Wälder mehr kapitalistischen Geist entfalteten als die katholischen Bürger der seit Jahrhunderten handeltreibenden Stadt Venedig? Nach Ihrer Theorie bestimmen doch die ökonomischen Verhältnisse das Denken des Menschen. Diese armen Emigranten aus England müßten ergo die Mentalität nackter Wilder haben, aber siehe da, sie handeln und denken moderner als das ganze alte Europa.

— Meister, antwortet der Materialist, Sie betrachten den Widerspruch nur an seinem Ende, begreifen deshalb nicht seinen Anfang. Der Calvinist ist ein Emigrant aus dem kapitalistischen England; er hat nicht nur die in seinem Mutterland fabrizierten Schuhsohlen, sondern auch den aus der wirtschaftlichen

Umwälzung entsprungenen neuen Geist mitgebracht. Die neue Marke seiner sogenannten Seele hält sogar länger als die Stiefel aus Manchester; denn sie schafft das veränderte geistige Milieu, in dem seine Kinder und Enkel aufwachsen werden. Deshalb hat letzten Endes nur der Materialismus recht. —

— Sonderbar argumentieren Sie, entgegnet der Idealist, warum sind denn gerade die ausgewandert, warum sind nicht alle ihre Standesgenossen von demselben Geist rationaler Wirtschaftsführung durchdrungen? Sie als strenger Anhänger des Materialismus können doch die Lehre Calvins von der Vorherbestimmung, von Auserwählten nicht annehmen. Das Ethos ist eben stärker als der Urwald, denn letzten Endes baut die Idee das Sein, das ganze äußere Leben. —

Trotz der scheinbaren Unfruchtbarkeit millionenfach ähnlicher Diskussionen bleibt die Philosophie und der Streit der Orthodoxen die fruchtbarste Erscheinung. Denn indem sie das Weiche, das Sanfte, das Zärtliche, das Unberechenbare im Menschen, sein Bewußtsein, verändert, ihm ein neues Sehnen einflößt, gestaltet sie zugleich die harten, festen

Wände der Wirklichkeit um. Aus der Analyse des Subjektiven, der Meinungen, aus dieser Untersuchung des Abstrakten im Menschen, aus der Art, wie sich die Realität in seinem Gehirn spiegelt, aus dem Gefühl von sich und anderen, aus allen vergangenen „Weltanschauungen“, aus dieser wellengleichen Reihenfolge sich abwechselnder Bewußtseinsinhalte, wird die Vergangenheit nicht weniger als aus den Trümmern antiker Städte sichtbar, und die Geschichte der Philosophie offenbart sich als Weltgeschichte.

Selbst Lenin, der mit der Wut des Bekehrers den „philosophischen Idealismus“ nur als „Pfaffentum“ bezeichnet, dessen Mission es sei, „die unterdrückten Klassen durch den Glauben an die Göttlichkeit der Unterdrücker“ zu züchtigen, schreibt über denselben philosophischen Idealismus: „Es ist unstreitig eine taube Blüte, aber eine taube Blüte, die am lebendigen Baume der lebendigen, fruchtbaren, wahren, machtvollen, allmächtigen, objektiven, absoluten menschlichen Erkenntnis blüht.“

Aus den Augen der idealistischen Philosophie, die durch das freie, selbständige Leuchten des

Geistes soziale Krankheiten in Gesundheit, gesellschaftlichen Tod in Leben zu verwandeln glaubt, liest Lenin zwei Dinge: den theoretischen Rahmen eines praktischen Betrugs, den sanften spielerischen Zauber feindlicher Mächte und zugleich gedankliche Notwendigkeiten einer bestimmten Schicht in einer bestimmten Klassenlage während einer bestimmten Epoche. Die Erscheinungsgründe dieser von ihm als „reaktionär“ getauften Ideen zu finden, bleibt seine Sehnsucht. Denn selbst eine an sich falsche Idee entspringt aus irgendeiner Wirklichkeit. Vielleicht ist nicht nur alles, was existiert, sondern auch alles, was gedacht wird, „vernünftig“. Die Motive der einzelnen Behauptungen der idealistischen Philosophie sucht er aber nicht im Glanze der Vergangenheit, in der literarischen Tradition, — der Kulturmensch in Lenin wäre auf diesem langen Gedankenweg vielleicht dem Reiz so vieler Gleichnisse erlegen — sondern dort, wo für ihn Ursprung und Quell des Alls ist: in der Bewegung der Materie selbst, die er mit Marx Dialektik nennt.

„Es ist — schreibt Karl Marx im Vorwort zum Kapital — der letzte Endzweck dieses Wer-

kes, das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen.“

Millionenfach, ohne Unterbrechung im Rhythmus eines allumfassenden Prozesses, klopft im Warenaustausch das Herz der bürgerlichen Nation. Was ist einfacher, was „natürlicher“, als das Erzeugnis seiner Arbeit auf dem Markt zu verkaufen? Und doch birgt diese alltäglichste Erscheinung alle Widersprüche der Gesellschaft in sich, von den Tragödien des einzelnen Individuums bis zu allen Kriegen, Revolutionen, Eroberungen; sie bestimmt alle Statistiken, alle Armut, alle Wohlhabenheit, sie läßt alle Lampen der Arbeit flackern, die Lockungsschreie aller Unternehmungen erschallen; sie ist der Jahrmarkt des Lebens, und keines Menschen Schicksal bleibt von diesem Ereignis unberührt. So verschlungen indes die Interessen auch sind, es geschieht doch nichts willkürlich; aus allen Widersprüchen redet das Gesetz der Dialektik; und die Dialektik des Atoms der Gesellschaft: der Ware, wiederholt sich tausendfach in allem weiteren politischen und sozialen Verkehr. Aber einmal, meinen die am Tore einer vorgestellten Welt Harrenden, kommt der Sieges-

tag aus diesem Fluch: Die Dialektik wird die Gegensätze aufheben. Sie muß es tun; denn sie herrscht überall, nicht nur in der Ware, auch in unserem Denkprozeß, in der Chemie, in der Physik, in der Biologie. Jedes Ding, auf die Spitze getrieben, schlägt in sein Gegenteil um und wiederholt sich dann auf einer anderen, „höheren“ Basis.

Diese Dialektik, vergleichbar dem Gott der Pantheisten, der Liebe des heiligen Franziskus, der auf Grund seiner Pietà ausgezeichnet mit allen Tieren sprechen konnte, hat eine unendliche Zahl von Schattierungen, ebenso unzählbar wie die wirklichen Schattenselbst.

In der Ökonomie „wie in der Naturwissenschaft — schreibt Karl Marx — bewährt sich die Richtigkeit des von Hegel in seiner Logik entdeckten Gesetzes, daß bloße quantitative Veränderungen auf einem gewissen Punkt in qualitative Unterschiede umschlagen“. Ein sehr einfaches Beispiel dafür ist die Bildung von Ozon aus Sauerstoff. Bekanntlich besteht das Molekül des Sauerstoffgases aus zwei Atomen; schlägt nun ein elektrischer Funke hindurch, so gliedert sich den zwei Atomen ein drittes an; es entsteht Ozon, ein qualitativ

verschiedener Körper, obwohl das Grundelement dasselbe geblieben ist.

Das Denken bewegt sich nach demselben Prinzip der Veränderung. „In der Erkenntnistheorie muß man, — schreibt Lenin — wie auf allen anderen Gebieten der Wissenschaft, auch dialektisch denken, das heißt unsere Erkenntnis nicht für etwas Fertiges und Unveränderliches halten, sondern untersuchen, auf welche Weise das Wissen aus dem Nichtwissen entsteht, wie unvollkommenes, nichtexaktes Wissen zu vollkommenerem und exakterem Wissen wird.“

Diese angenommenen Bewegungsgesetze, an sich nicht neu, vielmehr theoretisches Gemeingut einer sozialistischen Generation von sehr wenigen Denkern — mit vielen Millionen Anhängern — wurde für Lenin die Quelle geistiger Elastizität und Lebendigkeit. Daß so viele derselben Lehre anhängen, nur er aber daraus ein Instrument der Beobachtung machen konnte, zeigt: Nicht eine Philosophie, sondern der Mann, der sie anwendet, ist immer die Hauptsache. Das Subjektive entscheidet! Vor dem denkenden Menschen liegt zunächst die Vergangenheit als ein Trümmer-

haufen von Ruinen, die Gegenwart als ein Chaos von Dingen; erst durch Interpretation, durch Methode bringt er Ordnung in diesen Wirrwarr. Denn ohne Auslegung ist Gegenwart und Geschichte totes Nichts. Selbst ein Dogma ist ersprißlicher als gar keine Philosophie. Wie die Füße Schuhsohlen brauchen, weil sie sich sonst an den Unebenheiten der Erde wundreiben würden, so die Vernunft eine Theorie, um vor der stummen Wirklichkeit nicht in Melancholie zu verenden. An sich ist gerade die Marxsche Dialektik der höchste Relativismus. Mit tausend Tropfen des Gedankens überschüttet sie alles Endgültige, mit dem Hammer der Begriffe zerschlägt sie das Absolute; und gerade der Mann, der diese Lehre am ursprünglichsten begriff, war von einer starren Härte und Sicherheit gegen sich selbst und die äußere Welt beseelt. „Wenn jemand — schreibt Lenin — eine einzige grundlegende Voraussetzung verneint ... dann entfernt er sich von der objektiven Wahrheit und fällt in die Arme der bürgerlichen reaktionären Lüge.“

Der Sozialismus in seiner Gesamtheit war ihm die dialektische Methode in allen ihren Nu-

ancen und Folgerungen; wer etwas von der Theorie verneint, muß auch einen Teil der Praxis negieren; und die menschliche Praxis, also auch die Erkenntnistheorie, beweist ihm die Richtigkeit der Lehre.

Diese Gedanken, diese mehr durch den Willen als durch die Philosophie diktierte Sicherheit, schenkten Lenin, der die Herrschsucht Richelieus mit dem Fanatismus Campanellas vereinigte, in jeder Lebenslage das Bewußtsein eigenen Rechtes: die Überzeugung, am genauesten die Wirklichkeit zu kennen. Deshalb waren ihm die äußeren Umstände — ob er in sibirischer Verbannung auf Briefe wartete, in einer Münchener Mansarde Bücher schrieb oder an dem runden marmornen Tisch eines Genfer Kaffeehauses als Erwählter seines politischen Quartetts präsierte — nebensächlich. Hauptsache blieb, „die objektive Wahrheit der absoluten menschlichen Erkenntnis“ zu besitzen. Der Zar konnte gegen diesen ideellen Schatz seines Untertanen ebensowenig unternehmen wie der heilige Synod der rechtgläubigen Kirche. Was ist schon der Zar, wenn die Dialektik gegen ihn spricht? — Eine aus verschiedenen Kräften zusammen-

gesetzte Tyrannei, die bald in ihr Gegenteil umschlagen muß! Verletzbar war Lenin nur im Reich seiner Monarchie: auf dem Gebiet der Philosophie. Wenn hier Untertanen des Marxismus, Nacherzähler des Sozialismus, Fraktionskollegen, Redaktionsnachbarn behaupteten, es gäbe keine absolute Wahrheit, die Wahrheit sei im höchsten Falle „eine organisierte Form der menschlichen Erfahrung“, alles erscheine überhaupt fragwürdig, selbst „Ursache und Wirkung“ sei eine nicht bewiesene Annahme; in der Wissenschaft habe man jeden Begriff der „Verursachung“ durch den der „Auslösung“, den der „Notwendigkeit“ durch den der „Eindeutigkeit“ ersetzt: dann und nur dann schrie Lenin wild auf, fluchte aus tausend Mündern und schrieb ein fünfhundert Seiten dickes Buch: *Materialismus und Empirio-kritizismus, Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie*. Ohne ein Simplist zu werden, ohne die besonderen ökonomischen, historischen, nationalen und geographischen Umstände zu vergessen, wird ihm die Frage der Revolution vor allem zum erkenntnistheoretischen Problem.

Der glänzende Rivarol, ein Metaphysiker im romantischen, weil unbezahlten Dienst Ludwigs des Sechzehnten, hat vor Philosophen gewarnt, in jedem einen Jakobiner gesehen. Die Bücher der Enzyklopädisten schienen ihm das Kainszeichen der Guillotine zu tragen, in Menschenhaut gebunden zu sein. Die Vorbereitung einer großen sozialen Veränderung offenbart sich immer im Streit der Ideologen, auch wenn ihre Auseinandersetzungen in gar keinem logischen Zusammenhang mit den kommenden Dingen stehen. Die „Ideologen“ haben etwas von der Nervosität der Tiere, die ein Gewitter vorausahnen. Die Unzufriedenen aus dem Russenreich nahmen immer die neusten Theorien an. Der *dernier cri* bezog sich auf Nitroglyzerin zur Bombenfabrikation, auf freie Liebe, auf Vegetarismus, auf Neu-Kantianismus, auf Neu-Hegelianismus, Machismus und anderes mehr. Jedenfalls haben sie keinen einzigen wirklich neuen Gedanken geboren, kein einziges bleibendes Buch hinterlassen. In einem Hotelzimmer konnte sich der eine Teil der Brüderschaft über Eisenbahnattentate und der andere über eine mehr philosophische Erklärung der Ma-

terie, die leider nicht sprengbar war, über die des Weltalls, ereifern. Unendlich wie die Leiden der asiatischen Anarchie waren die Revolutions- und Vaterlandsrettungspläne. In diesem bunten Wirrwarr der Ohnmacht, der Gesinnung, der Neurasthenie, des Plagiats, der Entschlossenheit, der Aufopferung, der Aufschneiderei wirkte Lenin als erzieherische Anziehungskraft, als strenger Richter, der am wenigsten Stimmungen und Ängsten unterlag. Er war ein ruhiger Gelehrter und zugleich ein zeternder Mönch, der tausend Flüche verteilte. Jetzt, als er sich entschloß, ein Buch über Philosophie zu schreiben, schien ihm erst die große Ketzerei engster Freunde begonnen zu haben. Mit derselben Ausdauer, mit der er zwei Jahre vorher in der Heimat Straßenkämpfe geleitet hatte, saß er in der Londoner, dann in der Pariser Staatsbibliothek, Stellen bei Hume, Kant, Hegel und Mach unterstreichend. Mit diesen Zitate bewaffnet schrie er in allen Sitzungen seiner Fraktion: Wer zweifelt, ist ein Verräter! Der Zweifel bezog sich jedoch nicht auf die Vortrefflichkeit der Revolution, sondern auf Methoden und Probleme der Erkenntnis.

„... unsere Empiriekritiker — schreibt er an Gorki — kriechen geradewegs in den Sumpf ... In der unerhörtesten Weise Materialismus und Kantianismus vermengen ... Eine Spielart von Agnostizismus und Idealismus ... predigen ... ‚Religiösen Atheismus‘ und ‚Vergöttlichung der höchsten menschlichen Potenzen‘ beibringen ... Aus der stinkenden Quelle irgendwelcher französischer Positivist, Agnostiker oder Metaphysiker schöpfen — Hol sie der Teufel mitsamt ihrer symbolischen Erkenntnistheorie! Nein, da hört doch alles auf!“

Für die Diskussionen in den Grüppchen der Bolschewiki stellt Lenin zehn Gebote, zehn Fragen, zehn Bedingungen auf, die über die Zuverlässigkeit in Dingen der Dialektik entscheiden sollen. Wer dabei nur die Nase rümpft, ist schon des Teufels. „1. Erkennt der Referent an, — heißt es in diesem Ukas — daß die Philosophie des Marxismus der dialektische Materialismus ist? ... 2. Erkennt der Referent an, daß Engels eine grundlegende Einteilung der philosophischen Systeme in Materialismus und Idealismus vornimmt, wobei er die Linie Humes als eine ... schwankende

bezeichnet? ... 7. Erkennt der Referent an, daß die Idee der Kausalität, der Notwendigkeit, der Gesetzmäßigkeit usw. die Widerspiegelung der Naturgesetze ... im Kopf des Menschen ist? Oder war Engels im Unrecht, als er dies behauptete? ... 8. Ist dem Referenten bekannt, daß Mach sich mit dem Haupt der immanenten Schule, Schuppe, einverstanden erklärt ... eines Verteidigers des Pfaffentums und überhaupt eines offenen Reaktionärs in der Philosophie? ...“

Der Metropolit der griechisch-orthodoxen Kirche zu Moskau, in der leuchtenden Pracht seines Ornates, vor den Wachlichtern seines Altars, war toleranter als Lenin, wie auch der Papst weitherziger als Luther die Dinge dieser Welt betrachtete.

Die Starrheit gegenüber der äußeren Welt, die von dem Anhang als Fahne vorangetragene fixe Idee, gebiert einen Teil der reformatorischen Kraft. Im Fluß des Geschehens bildet das Dogma, aus diesem Geschehen selbst geboren, Geschichte.

Die herrschenden Gewalten, die eine lange Vergangenheit hinter sich haben, in zivilisatorischer Ordnung leben, können den Sünder

mitleidvoll erziehen, selbst Ketzer tolerant behandeln.

Eine Ketzerei indes, — von feindlichen Kräften umgeben — die den Zweck der Welteroberung in sich trägt, kann in ihren eigenen Reihen keinen geistigen Aufstand gegen sich selbst dulden; denn sie lebt nur von der Idee. Der Gedanke ist ihre bewaffnete Macht und jede Frage Hochverrat. Der Führer der Erneuerung kann aber von allen Zweifeln geplagt werden, Leid oder Lust vor vorübergehenden Erscheinungen empfinden und dennoch eine blinde Engherzigkeit anderen gegenüber an den Tag legen; er lernt, beobachtet, wägt ununterbrochen, befiehlt aber ein brüderliches Schweigen, stellt für den Anhang fix und fertige Axiome auf. Wenn Bolschewiki in der Stickluft ihrer Fraktionszimmer melancholisch werden, den Wiederholungen der Lehre, wenn nicht der Lehre selbst, entfliehen wollen, dann nennt Lenin sie „Dummköpfe“ oder „Verräter“. Für sich selbst war er immer ein relativer, vergleichender Denker. In der Schule der deutschen Philosophie erzogen, betonte und unterstrich dieser Überzeugte das Besondere in jeder einzelnen Er-

scheinung, die Zusammenhänge der Idee mit bestimmten praktischen Notwendigkeiten der Epoche. Denn jedes Ding hat seine eigene Dialektik. Diese Methode des Denkens verengt nicht, sondern erweitert, kompliziert, verdeutlicht die Welt.

Was ihn vor allem bei Hegel anzog, waren die weiten Begriffe, die alle anderen, engeren, umspannten, wenn er auch den „Weltgeist“ dieses Berliner Universitätsprofessors in „Weltmaterie“ umtaufte. Jede klare gedankliche Möglichkeit schien Lenin auch in der Wirklichkeit durchführbar; im Fluß der Bewegung konnte er deshalb praktische Losungen aufstellen, die eine gänzliche Verneinung der augenblicklichen Wirklichkeit waren und dennoch keine Utopien blieben: Verwandlung des imperialistischen Krieges in Bürgerkrieg! Diktatur der bolschewistischen Minderheit statt der zaristischen! Zerschlagung, gänzliche Vernichtung der alten Armee ist die Voraussetzung des neuen Krieges! Um die Integrität Rußlands zu retten, müssen die unterdrückten Völker des Zarismus die staatliche Einheit sprengen! Hegel hätte diese von Lenin inmitten ungeheurer Begebenheiten und Taten auf-

gestellten Losungen „Kategorien der Veränderungen“ nennen können.

„Es gibt — heißt es im Testament des Kardinals Richelieu — keine gefährlicheren Leute ... als diejenigen, die die Königreiche nach den Maximen regieren wollen, die sie aus ihren Büchern ziehen ... weil die Vergangenheit keinen Bezug auf die Gegenwart hat und weil die Verfassung der Zeiten, Orte und Personen verschieden ist.“

Lenin, den die Legende immer über den sozialistischen Koran gebeugt sehen wird, hat stets nach dem Inhalt dieses Satzes gehandelt. Die Erkenntnistheorie sagte ihm nicht nur, daß Dinge unabhängig von unserem Bewußtsein, unabhängig von unserer Wahrnehmung existieren, sondern zeigte ihm auch, daß erst die politischen Verhältnisse die menschliche Praxis formen. Deshalb waren seine klassischen Losungen nur Ausdrücke der Notwendigkeit und keine allgemeinen Ideale. Wie bei jedem Staatsmann von entscheidender Bedeutung, so kann man auch bei ihm tausend „Widersprüche“ feststellen. Während der Revolution von 1905 hat er als höchstes erstrebenswertes Ziel die demokratische Republik

des allgemeinen Wahlrechts aufgestellt; zehn Jahre später verdammt er im plombierten Wagen zurückgekehrte Emigrant diese Losung, weil die Notwendigkeit einer ersprießlichen Aktivität inmitten der allgemeinen gesellschaftlichen Katastrophe mehr verlangte, weil sich die Kräfte, die im wilden Egoismus gegeneinander und auseinander tobten, mit der einfachen Losung der demokratischen Republik nicht zufrieden gegeben hätten, weil das einst stolze Wort nur noch leerer Begriff war.

Verschieden von der gewöhnlichen Art der Theoretiker, geriet er vor neuen unvorhergesehenen Tatsachen nicht in Verwirrung. Dieser Dialektiker wollte vielmehr immer einen Pakt mit der Wirklichkeit in der Tasche haben; und elastisch beugte er sich deshalb vor allen ihren Einfällen.

Kein Führer der Ereignisse war so wenig eigensinnig, und keiner wunderte sich weniger über den eigenen Sieg, über den Sprung von der Ohnmacht zur Macht. Die Dialektik hatte ja triumphiert! Die erkenntniskritische Philosophie hatte den Kreml annektiert und allen Mächten der Welt einen heillosen Schreck

eingejagt. Er indes betrachtete sich in der Opposition wie in den Gemächern der Romanows als die denkende Realität, in der sich die objektive Wahrheit richtig abbildet; und das Kriterium dieser Richtigkeit — schreibt Lenin — ist die Praxis.

Kurz vor seinem Ende, als er an der Spitze der Macht immer einsamer wurde, wie der Gipfel im ewigen Schnee, als die Kräfte, die ihn an die Herrschaft gebracht hatten, immer mehr versiegten, seine Gesundheit nachließ, die Energie erkrankte, in der eigenen Partei der Diadochenkampf im stillen zu toben begann, wollte der Kranke eine „Gesellschaft materialistischer Freunde der Hegelschen Dialektik“ gründen, ein „systematisches — wie er schreibt — von materialistischen Gesichtspunkten ausgehendes Studium der Dialektik Hegels organisieren“. Im großen Bau des errichteten Dogmas aber hatte selbst Lenin Angst, in diesem Dom seines Systems, in dem vor aufgerichtetem Hochaltare Menschen knien mußten und haßerfüllte Priester sich um die Stellen mit List, Verdächtigungen und Spott bekämpften. Er hatte die starren Begriffe durch Bewegung zu lösen vermocht,

sah nun aber, daß das eigene Dogma die eigene Dialektik auslöschte, daß Dunkel sich ausbreitete, fühlte, daß selbst der höchste Triumph nur Symbol der Ohnmacht ist. Sein Nachfolger Stalin besiegte ihn noch bevor er die Augen schloß. Vom Krankenlager aus schrieb er Mahnungen, gab beschwörend Ratschläge — die jedoch nicht veröffentlicht wurden. „Die Mitglieder des Sekretariats — schreibt Trotzki — waren besonders schroff und kurz angebunden in ihrer Opposition. Schließlich schlug ... Kuibischew ... vor, man sollte in Hinsicht auf Lenins dringendes Verlangen, ihm den gedruckten Artikel vorzulegen, eine besondere Nummer der Prawda mit Lenins Artikel herausbringen und ihm zeigen, während der Artikel selbst verheimlicht bleiben sollte.“

Sein politisches Testament: eine Warnung vor allen Leuten, die sich als seine Nachfolger betrachteten, wurde in der geheimsten Schatzkammer versteckt. Wenn man sterbende Zaren, heiße Liebe vorgebend, mit entschlossener Grausamkeit erdrosselte, so verheimlichten die Gunstbegnadeten der neuen Macht seine letzten Gedanken. Die sich am tiefsten

bückten, warteten am ungeduldigsten auf die Herrschaft, und Gaukelspiele umgaben das Bett des Sterbenden.

Die Nachfolge Lenins glaubte, nicht nur das Riesenreich, sondern auch den Abdruck seines Geistes, seine Dialektik, zu besitzen. Als Beweis zeigten sie die zweiundzwanzig Bände des Nachlasses, als ob die Geige, die einen genialen Musiker überlebt, ihn ersetzen könnte. Im Leichenzug und bei der Beerdigung siegten Asien und der Orient über den Geist der freien Philosophie. Ein Jahrzehnt Gottlosigkeit und Rebellion war für die Masse dieses Volkes eine zu lange Zeit. Alle Gefühle unterdrückter Religiosität konnten nun in Huldigung sich ergießen, im Schneestaub des roten Kremlplatzes verehren, weinen, in andachtsvoller Stummheit die Trauer ersticken. Kein Gefühl für das Maß zu haben, galt den Griechen als Zeichen barbarischer, fremder Empfindung. Deshalb erzählt eine Sage Hel- las von Lykurgos, dessen Geist die Spartaner göttliche Ehren erwiesen, dessen Asche sie aber trotzdem ins Meer zerstreuten. Der Grieche sollte nicht zur Reliquie werden. Die Mumifikation kannten die Griechen nicht,

sondern nur die alten Ägypter. Das Geheimnis dieses „trockenen Brandes“ ist mit dem Pharaonenkultus verschwunden, und niemand beklagt den Verlust mehr als die Moskauer Regierung. Viele Gelehrte wurden nach Sowjetien gerufen, um den schlecht mumifizierten Leichnam Lenins vor weiterer Verwesung zu retten. Allein die Wissenschaft hat die alte Kunst verlernt; und was von ihm sterblich war, muß trotz des prächtigen pyramidenartigen Mausoleums im kristallinen Glas verfaulen. Er ist für diese Renaissance der Knochenreligion nicht verantwortlich. Über den Körper kann der Gestorbene ebensowenig verfügen, wie über seine Lehre. Sie werden immer die Beute seiner Anhänger.

DIE IDEEN DES MARSCHALL FOCH
UND DIE REPUBLIK DER ZIVILISTEN

Nelson sucht die französische Flotte im Mittel-
ländischen Meere und findet sie zuerst nicht.
Er deseschiert nicht nach London: Der Feind
wagt keine Schlacht, fürchtet unsere Kräfte,
hat sich deshalb zurückgezogen. Nelson ver-
zichtet nicht auf sein Ziel und entdeckt die
schwimmenden Burgen der Republik bei Abu-
kir. Das Auftauchen der langersehnten feind-
lichen Trikolore ist für ihn der Augenblick
des Handelns: der Anprall auf der idealen
Fläche des Meeres, die keine Hindernisse,
keine Terrainschwierigkeiten kennt. Seine
Schiffe sind aus Holz — muß aber ein Admi-
ral, der Unterseeboote, Giftgase, Dread-
noughts und Aeroplane zur Verfügung hat,
nicht dieselben Eigenschaften wie Nelson be-
sitzen?

Die Stellung des Führers hat sich in dem Maße
geändert als der Krieg ein anderer geworden

ist, aber die intellektuellen und seelischen Eigenschaften, die vor einem Jahrtausend den Sieg errangen, schenken noch heute den Triumph. Es sind heute wie zur Zeit der Jungfrau von Orleans dieselben Qualitäten, die den Feldherrn bilden; es sind dieselben Menschen, die den Krieg führen.

Hat sich die Stellung des Feldherrn in ihrer Grundlage nicht geändert, ist seine Aufgabe noch immer in der Zusammenfassung kriegerischer Teile zum Zweck des kriegerischen Ganzen zu suchen, so ist die Form und Ausdehnung seiner Arbeit eine andere geworden. Wie heute kein Diktator mehr mit einigen Sekretären regieren könnte, so vermag auch kein Feldherr die gegebenen, konstanten, übersichtlichen Elemente, die den Boden der Schlacht tausendfach beleben, um Menschen zu vernichten, allein zu übersehen. Seine Arbeit umfaßt das Labyrinth der Statistik, das Ungewisse der Psychologie, das Schwankende der Politik. Sie teilt sich in Spezialitäten, die der Generalstab zu beherrschen versucht. Die Spezialität des Oberkommandanten im Felde soll die Genialität sein, deren Wirkung ohne den Fleiß der anderen aber nicht möglich

wäre. Der moderne Krieg ist eine kollektive Arbeit, die ihren gemeinsamen Charakter selbst an der Spitze der Führung nicht verliert. Im Sieg oder in der Niederlage münden die Leiber unbekannter Soldaten und die intellektuellen Mühen ebenso unbekannter Generalstabsoffiziere. Sie erst ermöglichen dem Feldherrn die Freiheit der Entscheidung, den Entschluß, die Einseitigkeit der Handlung. Sie schaffen neue Tatsachen der Geschichte, wie der Schlamm der Flüsse neue feste Erde. Der konstante, bekannte, unwandelbare Teil der Schlacht ist indes nur die militärische Schulaufgabe. Jeder kommende Krieg, und immer kommt einer, ist wie ein Meer, dessen Geräusch gehört wird, dessen Farben und Küsten aber unbekannt bleiben; unbekannt wie der Tod, der für den Einen ein Kreuzworträtsel, für den Zweiten das Nichts, für den Dritten das Paradies bedeutet. Die Kriegsspezialisten fühlen über alle ihre genauesten Berechnungen hinweg das wie eine steile Mauer sich erhebende Geheimnis der nächsten Auseinandersetzung. Keiner kann durch diese Wand sehen, keiner sie erklimmen. In allen Generalstäben sitzen die

Gefangenen ihrer Genauigkeit, ihres Wissens. Der Druck des Unbekannten wird erst eines Tages durch den Schrecken, durch das Durcheinander des Ringens gelöst werden. Die Schlacht — von den handelnden und denkenden Individuen wie losgelöst — wird die von niemand geahnten Formen des Mordens diktieren, und die Kreatur, die sich Herrin der Zerstörung glaubte, ihre erschrockene brüllende Sklavin sein. Wer wird während dieses gewaltigen Brandes, der selbst die aufgestapelte, überlieferte Militärwissenschaft wie einen hochgebauten Holzstoß in Asche verwandelt, am meisten können? Welcher Generalstab hat mehr geahnt, welches Feldherrn Intuition mehr überblickt? Jahrelang haben die feindlichen Generalstäbe aufeinander aufgepaßt, versucht, sich in die Hefte zu schauen, wie Schulbuben, die ihre Aufgaben abschreiben. Deshalb sind die Feldherren trotz ihren gelegentlich ebenso bestimmt vorgetragenen wie falschen Prophezeiungen von der Wissenschaft ihres Nichtwissens durchdrungen. Und wo die Gewißheit aufhört, muß, von so viel Verantwortung erschrocken, der Glaube an sich, an die Idee oder an Gott beginnen. Der Soldat

sagt über seine Kunst, was der wenig zum Witz geneigte Pascal über Philosophie: „Ein wahrer Philosoph macht sich nichts aus Philosophie.“ „Das Unbekannte — meint Foch — ist das Gesetz des Krieges.“

Dieses Reich des Dunklen, dessen Himmel keinen Stern und dessen Küste keinen Hafen hat, erschreckt Foch. Der General fühlt sich schuldbeladen, ist fromm, gläubig, betet schutzfliehend, und in der Stille dieses Eindrucks sieht er die Säulenpracht des Ruhmes. Der Marschall verfaßt nach dem gewonnenen Krieg einen langen Aufsatz über Napoleons Strategie und meint, der Kaiser wäre zwar der größte Krieger aller Zeiten, sein Sieg aber unmöglich gewesen; denn er habe sich über Gott erheben wollen. „Foch ist ein Priester, der im Namen einer Lehre urteilt, verurteilt und belehrt“, schreibt ein Offizier aus des Feldherrn Umgebung. Foch betont und unterstreicht, daß sein Glaube streng katholisch sei, versichert, das Gebet erleuchte seinen Geist, spricht vom Trost des ewigen Lebens. Während der Schlacht aber, in den kritischen Situationen, wiederholt er wie in monotonem Selbstgespräch: Boches töten, Boches töten!

In diesem beschränkten Leben ist der Glaube das, was man Geist nennen könnte, und nur an das Unbeweisbare kann man glauben; ähnlich wie eine Frau nicht erst beweisen muß, daß sie der Liebe wert sei, um geliebt zu werden. Nur Menschen dürfen nicht glauben, denen der Versuch, kleine Teile der Welt zu verstehen, viel spannender erscheint als der Gedanke, irgendeinen Zustand zu verändern. Menschen der Aktion — und ein Feldherr ist die verkörperlichte Handlung — müssen ein mit ihnen untrennbar verbundenes Dogma haben, das sie über alle Wechselfälle hinweg lieben. Die Generäle des Jahres 1792 haben an die Menschenrechte geglaubt, Clemenceau an die angeborene Schlechtigkeit der Deutschen, Lenin an den Kommunismus. Diese Überzeugungen sind für die schon Überzeugten so gewaltig, daß sie gar keines Beweises mehr bedürfen, sondern nur noch des Schweres. Mit Gewalt, mit Krieg, mit höchster Rücksichtslosigkeit muß gesät werden, um dann millionenfach den eigenen Willen zu ernten. Von einem Dogma belehrt, dürfen die Menschen der Aktion aber doch Skeptiker sein, der Zweifel indes bezieht sich nur auf die ver-

schlungenen Wege zum Ziel. Das noch Unbekannte der kommenden Schlacht kann nur aus einer noch unbekanntenen neuen Mischung der schon bekannten Elemente bestehen. „Können — fragt Foch — überhaupt diese beiden Worte vereinigt werden: Krieg und Schule? Wie kann man überhaupt die Vorbereitung auf diese Aktivität, den Krieg, verstehen? Der Krieg läuft auf dem Schlachtfeld ab inmitten des Unvorhergesehenen, der Gefahr; er nützt die Überraschung, die Gewalt, die Brutalität, das Ungestüm aus, um den Schrecken zu gebären. Das Studium aber lebt nur von Ruhe, von Methode, von Überlegung, von Vernunft. Kann also der Krieg gelehrt werden? ... Die Realität des Schlachtfeldes ist etwas, was man nicht vorher studieren kann. Indes, man macht was man kann, um das, was man weiß, anzuwenden. Um etwas zu können, muß man viel und gut wissen.“

Der Feldherr und sein erweiterter Stab sammeln dieses Wissen vor der Schlacht im Frieden jahrzehntelanger Arbeit, indem sie das ganze Leben der feindlichen Macht, aus dem der Krieg entstehen wird, verfolgen. Sie su-

chen das Zentrum der gegnerischen physischen und moralischen Kraft. Um den Kriegsplan des Nachbarn zu verstehen, muß man erst seine Politik begreifen. Das militärische Ziel ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit aus den allgemeinen Größen, den ökonomischen Verhältnissen, den Traditionen, aus den Interessen, um die gekämpft wird und die man im Krieg zumeist verschweigt; denn schon für die eigenen Soldaten muß der Krieg immer ein „moralischer“ sein, und deshalb leiden die offiziellen Gründe eines Konfliktes an derselben Unklarheit wie jede Art von Tugend. Das Endziel des modernen Krieges, die totale Vernichtung des Gegners durch das Mittel der Schlacht „erfolgt — schreibt Foch — in mehreren Aktionen, die sich ohne Zwischenakt entwickeln ... sie durchdringen sich, und man kann deshalb nur ein Resultat in Betracht ziehen: das Endresultat. Das Beginnen gelingt, oder nichts ist vollbracht ... Die Bestimmung des Endzieles ergibt sich aus der Politik, sie allein kann nur sagen, warum der Krieg geführt wird.“

Da die Kriegsvorbereitung, ebenso wie der Krieg selbst, zum politischen Verkehr gehört,

hängt die Organisation, die berufen ist, ihn zu führen, ganz mit dem gesamten Mechanismus des Staates zusammen. Das geistige Fundament, auf dem die Häuser militärischer Stäbe gebaut werden, ist eine Mischung von Tradition und Gegenwart. Die dritte Republik hat sich ihre eigene militärische Führung erzogen. Wie die Feldwebel von ihren Rekruten, so verlangte die Regierung von der Generalität den Gehorsam. Die Republik glaubte auch, es sei sehr wenig für den Sieg getan, wenn man die Sorgen des Angriffs und der Verteidigung den Stäben allein überläßt; die Angelegenheit erschien ihr zu wichtig, um daraus ein ausschließliches Gebiet der Spezialisten zu machen. Es war der absolute zivile Wille, der sich in die Befugnisse der Kriegseingeweihten mengte. Und wie Frankreich die Organisation seiner Kommandogewalt durchführte, so kämpfte es auch während des Weltkrieges. Der Reflex dieses zivilen Willens hat die Truppen der Republik, die Maßnahmen des Generalstabes der Armee und des Oberkommandierenden im Felde geleitet. Clausewitz hat vergebens diese von Clemenceau verwirklichte ungeschriebene, aber tief

wirkende Veränderung, diese militär-politische Verfassung vor hundert Jahren für Preußen verlangt. „Hören — fragt er — denn je mit den diplomatischen Noten die politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen auf? Ist nicht der Krieg bloß eine andere Art von Schrift und Sprache ihres Denkens? Er hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik.“

Aus einer innerpolitischen Frage, aus einem Parteikrakeel, aus einem gesellschaftlichen Skandal der Prominenten — mit theatralischen Kulissen, Intrigen, sentimental Unschuldigen und finsternen, schlecht gelaunten Verschwörern: aus der Dreyfusaffaire — entbrannte in Frankreich der Kampf gegen die Offiziersrepublik in der Republik, gegen das Militär als Kaste. Und der Mann, der sich gegen die Militärjustiz, die den semitischen Offizier Dreyfus nur verurteilt, um ihre Selbstherrlichkeit zu beweisen, mit haßerfülltem Pathos erhebt, der in ungezählten Pamphleten die Generalität mit den glänzenden Einfällen seiner Wut bespritzt, sich mit Emile Zola verbündet, ihm den Titel der Campagne, „J'accuse“, schenkt, Georges Clemenceau, be-

siegt in zehnjähriger oppositioneller und ministerieller Politik die bonapartistische, orleanistische, bourbonische Partei der Vornehmen in der Armee. Clemenceau glaubt, das Heer durch radikale, volkstümliche Strömungen in der Politik stärken zu können, teilt weder die Angst der alten Generäle, noch die Hoffnung der Pazifisten, daß die Massen sich mit kriegerischem Elan gegen den Krieg erheben würden. Im Gegenteil. Sieht Dostojewski in den Schlupfwinkeln seiner Erniedrigten und Beleidigten die Hoffnungen moskowitischer Herrschaft, so meint Clemenceau, die Extremen der Linken seien die aktivsten Elemente, und gerade wegen ihres Radikalismus würden sie die besten Truppen eines kommenden Krieges sein.

Seit der Französischen Revolution sind die Vielen mit Wollust in abwechslungsreichsten Kämpfen gestorben, Millionen Freiwillige zählt die Statistik! Im allgemeinen geht es ja den Gewöhnlichen dank des von ihresgleichen geschaffenen Reichtums in der Kaserne besser als zu Hause. Es wurde auf einer anderen ökonomischen Basis, unter anderen Verhältnissen, der Wunsch Friedrich Wilhelm I. von

Preußen, „daß des Königs Kriegsknecht es besser haben müsse als des Gutsherrn Ackerknecht“ verwirklicht.

„Die Nationen — sagt Foch — haben die verschiedensten Arten der Größe: der Monarch, der Absolutismus, die Autokratie, die Priester, das allgemeine Aufgebot, die revolutionäre Idee. Wir sind verpflichtet, diese Tatsachen genau zu kennen, um das Leben eines Landes zu verstehen und um so den militärischen Operationen die Richtung zu weisen.“

Clemenceau kennt, als er im Jahre 1908 Ministerpräsident wird, diese Ideen Fochs, er weiß aber auch, daß der General — fromm in den Augen des Papstes und ketzerisch in denen des Regimes — die Messe besucht, in der Jugend Zögling der Jesuitenschule war, daß sein Bruder als Jesuitenführer lebt. Seine Untergebenen sind sehr eifrig und notieren die Namen der Generäle, deren Frauen und Töchter regelmäßig mit oder ohne Sünden zur Beichte gehen. Der Minister aber hat nach seinem Triumph keine Angst mehr vor gottesgläubigen Soldaten. Er weiß, daß die Gegner eines Regimes, ihres geheimen oder offenen

Zentrums der Rebellion beraubt, die besten Arbeiter des vorher bekämpften Zustandes werden können. Als Kaiser hat Bonaparte mit Vorliebe extremen Republikanern und Bourbonen die höchsten Stellen anvertraut.

Der Ministerpräsident Georges Clemenceau sucht einen Leiter für die Kriegsschule. Er läßt — schreibt René Puaux — Foch rufen: „Ich schlage Sie zum Kommandanten der Kriegsschule vor.“

— Ich danke Ihnen, Herr Präsident, aber Sie wissen sicher nicht, daß einer meiner Brüder in der Gesellschaft Jesu ist.

— Ich weiß es, mais je m'en fous. Ich verlange von Ihnen tüchtige Offiziere, darum handelt es sich.“

Foch will das Oberkommando nach dem Muster der Berliner Kriegsakademie organisieren. Er bewundert den komplizierten, feinen Mechanismus an der Spitze des deutschen Heeres, kritisiert aber die beim Nachbarn angewandten Methoden, sagt, die freie Forschung sei die Hygiene einer Armee. „Die geistige Faulheit führt zur Undisziplin und Insubordination.“ Die einfachste Sache der Welt, der Gehorsam, wird zur komplizierten.

Die anerkannte, gepriesene Tugend der Disziplin kann verderblich wirken. Ein Offizier an verantwortlicher Stelle muß die Kraft, die Sicherheit, den Überblick haben, um nicht zu gehorchen, selbständig zu entscheiden; denn es handelt sich nicht um die Ausführung eines Befehls, sondern um den Sieg. „An höchster Stelle — meint Foch — heißt Disziplin nichts anderes als die durch einen Charakter geleitete verwirklichte geistige Aktivität.“ Diese allgemeine Bindung des Konkreten mit dem Abstrakten, der Disziplin mit der Freiheit, der Kaserne mit der Akademie, des Wissens mit dem Erraten, des Lehrens mit dem Lernen, des Überlieferten mit dem Neuen ist ein Problem der Erkenntnis und der geistigen Methode. Foch meint, die Hauptsache sei das richtige Denken. Er möchte gern vor der strategischen eine philosophische Sicherheit haben, um sie seinen Schülern zu verkünden. Die Verschiedenheit unserer Ansichten — meint Descartes — kommt „nicht daher, daß die einen klüger sind als die anderen, sondern nur daher, daß wir unsere Gedanken auf verschiedene Wege führen und nicht dieselben Gegenstände betrachten“. Foch möchte

am liebsten im Gehirn seiner Schüler sitzen, um ihnen allen dieselben Gedanken einzuflüstern; er will sie ihnen aber nicht befehlen; denn das wäre ebenso leicht wie unwirksam: die Zöglinge sollen selbst den Gedanken des Meisters aussprechen.

Die Voraussetzung des Verständnisses, der Selbständigkeit, des großen Wagnisses der Undisziplin ist ihm das Wissen. An der Spitze der Hierarchie soll, trotz der Einöde, die der Beruf mit sich bringt, eine Regsamkeit herrschen, die imstande ist, den riesigen Körper nicht nur automatisch zu bewegen, sondern auch mit Ideen zu durchdringen. Diese Akademie ist beratend und beschließend, legislativ und exekutiv zugleich; man könnte meinen, sie debattiere im Tempel der Weisheit über den platonischen Staat und nicht über das Problem: Wie wird in einem Minimum von Zeit ein Maximum von feindlichen Dingen und Menschen vernichtet?

Foch findet die zwei Jahre Studienzeit der Kriegsakademie unzureichend; die Zöglinge sollten noch ein drittes in der Kriegsschule verbringen; die Zahl der Gesiebtten und beinahe Gesalbten dürfe fünfzehn nicht über-

steigen. Diese Reform blieb jedoch nur ein Versuch, hatte nur zwölfmonatliche Lebensdauer. Auf seinen Vorschlag wurde nun der „Centre des Hautes Etudes Militaires“ gegründet. In ihn werden die Offiziere berufen, von denen man annimmt, sie hätten bis jetzt als Korps- und Bataillonskommandanten ihr Talent bewiesen. Der alte Ruf: Platz dem Tüchtigen! ist aber nicht so leicht zu verwirklichen; er gleicht der Forderung eines Mannes im Gedränge: Genies, versammelt euch um mich! Wo sind die Fähigsten? Foch meint, sie durch seine Auslese erraten zu haben, will die Auserwählten im „Centre des Hautes Etudes Militaires“ sammeln. Diese wenigen bilden dann den engsten Stab des „Général en Chef“. Die Generalstabschefs der Armee dürften nach Fochs Ansicht nur aus diesem engen Kreis gewählt werden; denn nur sie seien imstande, die wichtigsten Pläne zu kennen, durchzudenken, mitzuerleben, nur sie seien die Vorbereiteten der Führung.

Der zukünftige Marschall von Frankreich will, daß sich die Macht und Autorität des Generalissimus über alle Zweige der Armee erstreckt; der „Général en chef“ soll auch

der Verantwortliche aller Kriegsvorbereitungen sein.

Was Foch hier für Frankreich erstrebte, hatte Moltke für Deutschland in der Arbeit eines langen Lebens verwirklicht. Foch bewunderte Moltke. Dem preußischen Feldmarschall war es vergönnt, ein Generalstabskorps nach der selbständig ausgearbeiteten Lehre zu bilden, alle Anstrengungen zu leiten und dann die von ihm aus der Taufe gehobene und erzogene Armee in feindliches Land zu führen; er hatte ein Stück geschrieben, führte die Regie und war auch Hauptdarsteller. Diese Krönung der Vorbereitung, dieses Gelingen begeistert Foch, der in seinem Buch „De la conduite de la guerre“ das Leben siegreicher Hauptquartiere zu schildern und nachzuerleben versucht. Der Marschall schreibt einen abgehackten, linkischen, etwas zu militärischen Stil. Was seinem Werk den Schwung schenkt, ist die Wärme der Überzeugung, die Eindringlichkeit, das Kämpferische und trotzdem nicht Phrasenreiche oder Hysterische. Er sucht, nach der Formulierung Yorck von Wartenburgs, den Schlüssel zur Kriegsgeschichte in den Hauptquartieren und entdeckt in der

deutschen Durchführung des Feldzuges von 1870 Fehler, glaubt in Moltke eher einen Chef des Hauptquartiers als einen Feldherrn zu erblicken, setzt auseinander, daß Napoleon einen unmittelbaren Einfluß in der Schlacht als der preußische Feldmarschall hatte, versucht zu beweisen, daß die Machtvollkommenheit Moltkes beschränkt, sein Generalstab zu groß, die politischen Rücksichten, die er auf den föderalistischen deutschen Staatsaufbau nehmen mußte, zu zahlreich waren. Die moderne deutsche Kriegführung entstand ja erst im Kampfe gegen Napoleon. Der neue preußische militärische Aufbau bemühte sich, durch Fleiß die Intuition Bonapartes zu ersetzen; Scharnhorst und sein Schüler Gneisenau haben in den Grundzügen die Organisation des Hauptquartiers entworfen, und Fochs System der Führung durch die Akademie war auch die ideale Lösung für Scharnhorst. Schließlich sucht ja auch Foch, wie Scharnhorst, durch kollektive Anstrengung die Genialität zu ersetzen. Moltke hatte es dann verstanden, trotz den vielen Königen, die ihn begleiteten, den Stab fürstlicher Gäste „mit ihrem zahlreichen Gefolge von Adjutanten,

Reitknechten und Handpferden“ selbständig zu führen. Freilich will Foch die Schwierigkeiten der Organisation, die Moltke als Erbschaft der berühmten deutschen Libertät zu überwinden hatte, von vornherein ausschalten. Die Stellung des Generalissimus will er überragend gestalten. Aber nicht er, sondern Joffre verwirklicht diese Idee zwei Jahre vor dem Weltkrieg. Foch verläßt die Leitung der Kriegsschule, erhält erst das Kommando über die VIII^{te} und kurz vor dem Weltkrieg die Führung der XX^{ten} Armee bei Nancy. Seine Lehre des napoleonischen Kommandos hat gesiegt.

Die Offensive war aber keine Erfindung Fochs, keine Originalität republikanischer Stäbe, vielmehr seit 1870 das Dogma der französischen und deutschen Führung. Für Deutschland war sie nach dem Paris-St. Petersburger Bündnis gegeben. Die Republik hatte den schützenden Festungsgürtel an der Grenze gebaut, um aus gedeckten Stellungen anzugreifen. Schon die rein militärische Tradition mußte dem Generalstab der Republik den Weg und die Methode der Offensive zeigen. Seit des 17. Jahrhunderts Beginn hatten fran-

zösische Heere alle geographischen Grenzen des Landes mehrfach und weit überschritten: zweimal die Pyrenäen, sechsmal die Alpen, neunmal die Donau, unzählige Male den Rhein. Das Dogma der Offensive hatte sowohl dem französischen als auch dem deutschen Generalstab als absolutes Himmelszeichen des Sieges, als Erlösung aus aller Not der Unsicherheit gegolten: Ein Beweis, daß die Kriegswissenschaft, auf der Erforschung der letzten geschlagenen Schlacht beruhend, den Tatsachen nachhinkt, immer nach rückwärts schaut, um einen rettenden Hafen zu erblicken. Maschinengewehre, Gase, Luftschiffe, Aeroplane, Minenwerfer, elektrische Drahtverhaue, alle diese Industrieerzeugnisse, die der Weltkrieg mit der gleichen stummen oder gar begeisterten Bereitwilligkeit schenkte, wie die Mütter ihre Söhne, waren schon vor 1914 bekannt, indes nur wenig oder gar nicht in Betracht gezogen — nur der Eisenbahn wurde eine große Bedeutung zugemessen, weil man die Erfahrung der Jahre 1866 und 1870 kannte. Obwohl die Lehre sagt, daß die Kriegskunst vor allem in der Erforschung der materiellen Lage des Gegners bestehe,

konnten sich die Soldaten den Krieg der Nationen, die Stahl speienden Fabriken, die staatliche Geldfälschung, die hungernde Gekuld des Hinterlandes nicht vorstellen. Die Meinung Schlieffens, daß sich eine Ermattungsstrategie, ein langer Krieg nicht durchführen lasse, „wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert“, war auch die aller seiner Nachfolger im Generalstab; und Joffre sagte sogar nach der Marneschlacht, daß der Krieg nicht mehr länger als zwei Monate dauern könnte.

Foch prophezeit dasselbe. Er kniet vor der Statue der Offensive, bringt ihr Beweise, wie die Gläubigen Kerzen der Madonna, zeigt mathematisch den Triumph des Angriffs. „Die Vervollkommnung der Feuerwaffen — schreibt der Marschall — steigert nur die Kraft der Offensive ... Die rationelle Taktik der Offensive hat immer darin bestanden, an einem Punkt mehr Gewehre und Kanonen als der Gegner zu konzentrieren. Heute sind die Gewehre und Kanonen besser, die Vorteile also größer.“

Die Einfachheit des mathematischen Beweises, der den Angegriffenen in seinen geschütz-

ten, gut ausgebauten Stellungen vergißt, beweist nicht die Kraft der Feuerwaffen, sondern das Feuer der offensiven Dogmatik, die im französischen Generalstabe herrschte.

Die Schüler dieser Lehre, Zöglinge der „Hautes Etudes Militaires“, hatten zwei Jahre vor dem Weltkrieg, durch den Minister Millerand gedeckt, eine Verschwörung für ihre Theorie angezettelt: einen Putsch im Generalstabschloß, um ihre strategischen Pläne auf den Thron zu erheben. Der Eingeweihten kleiner Kreis, durch die Freundschaft einer gemeinsamen Idee verbunden, jugendlich begeistert, entschlossen, geschmeidig, im Angriffskult erzogen, zäh in der Arbeit, innigst überzeugt, von ihren Gedanken allein hänge das Schicksal des Landes ab, umklammerte den Generalissimus Joffre, der mit seiner biedereren Rentnermiene den verantwortlichen Minister überzeugte. Die organisatorische Veränderung an der Spitze der Hierarchie gab Joffre eine von ihm selbst nicht geahnte und nicht gewünschte Macht, die seiner handelnden Umgebung, dem „Dritten Büro“ des Generalstabes, freien Spielraum schaffte. Die Leitung des obersten Kriegsrates, der Chef des Generalstabes, wird

zur bürokratischen Nebensächlichkeit verurteilt; skeptische Offiziere werden in entfernte Garnisonen geschickt. Kein kommandierender General erhält Kenntnis von den Plänen, die er einmal selbst durchführen muß. Vom magischen Geheimdokument weiß man nur den Titel: Direktive Nr. 1.

Die Mystik dieses Planes verschwand, die ebenso glänzende wie undurchführbare Absicht wurde erst allen klar, als im August 1914 alle Heere der Republik zurückfluteten.

Nur dort, wo sich ursprünglich die Armee in siegreicher Offensive befand, in Lothringen, auf diesem vom französischen Generalstab gewählten Terrain, wurde weiter angegriffen, weil, wie Foch sagt, „eine gewonnene Schlacht das Ziel hat, die nächste Bataille zu gewinnen“. Diese nächste wurde aber verloren.

„Wenn — schreibt General De Maud'Huy — eine Armee allein geschlagen worden wäre, dann hätte das vielleicht der Fehler ihres Chefs sein können; da aber alle fünf geschlagen wurden, so mußte der Verantwortliche der Kommandant dieser fünf Armeen sein, das heißt der Generalissimus.“

Verschwand die Offensive, das Manövrieren, der Bewegungskrieg, der von der Theorie kanonisierte Durchbruch des Zentrums, die Umfassung des gegnerischen Flügels, um der langen, ununterbrochenen, starren Frontlinie, nur von den Zuckungen sterbender Leiber belebt, Platz zu machen, so erwiesen sich die von Foch erträumten, vom „Dritten Büro“ eroberten Rechte des Generalissimus ebenfalls als nicht existierend im eigentlichen Sinne praktischer Existenz. Der Verteidiger von Paris, Galiéni, wollte von Joffre nichts wissen. Der „Général en chef“ verkehrte mit ihm nur noch via Poincaré. An der Nordfront hatte Englands Marschall French nicht mehr als 70000 Mann im Felde und die Instruktion in der Tasche, sich, komme was da wolle, nie unter ein fremdes Kommando zu stellen. Er weigerte sich sogar, seine Operationen mit denen des französischen Befehlshabers des Frontabschnittes in Einklang zu bringen; denn er war Marschall und sein gallischer Nachbar Laurezac nur Divisionsgeneral. Eine gewichtige Titelfrage entstand. Joffre und Galiéni schrieben in ihren an French gerichteten Briefen „Mr. le maréchal“; der also Angere-

dete antwortete mit „mon cher général“ und nicht mit „mon général“. Darob schlechte Laune bei Joffre und Galiéni; denn „mon cher général“ schreibt nur ein Vorgesetzter an den Untergebenen. Erst später erlöste Joffre sich und die anderen von der Last dieses Problems und nannte den bösen Galiéni und den noch böseren French „mon cher camarade“.

Die Geschichtsschreiber — die mit ihrer Sachlichkeit prunkenden nicht am wenigsten — schmücken die Ereignisse, erfinden zu Ehren Klios Verzierungen, Genialität, Schicksal, Schuld, Sühne und andere Arabesken mehr. Was wäre eine gewonnener Krieg ohne die patriotische Legende? Ebenso wenig wie ein verlorener. Was ist der Sieg nach einem Jahrzehnt? Eine angenehme Erinnerung für Historienleser und eine vom Feind auf ein Jahrhundert hinaus einzuziehende Rente für die wenigen schon Begüterten. Die Erinnerung braucht aber Namen. Vor der kahlen Mauer dieses Krieges, der monotonen Beschreibung seiner monotonen Schlachten, vor der Einsamkeit dieser vierundzwanzig mal tausend gewordenen Schützengrabenstunden baut man

Statuen; Gesichter der Marschälle werden in Bronze gegossen.

Vom Beruf des Haupthelden verlangt man so viel wie die Griechen von ihrem Orakel. Das verblaßte Ölbild unserer Großväterkriege: der Feldherr auf dem Pferd, — „ganz fabelhaft. Alles gelingt. Jupiter selber ist er. Voll Blutdurst, zugleich ein guter Papa“ — hat der gestellten Photographie weichen müssen. Der Führer, in Gedanken versunken an einem großen Tisch sitzend, auf dem eine Karte ausgebreitet ist, stützt mit der einen Hand den ergrauten Kopf, in der anderen hält er einen Bleistift, die Orte kommender Siege unterstreichend. In ähnlicher Stellung soll Joffre gesagt haben: Bis zur Marne und nicht weiter zurück! In Wahrheit aber war die Marne der Sieg einer Kopflösigkeit über eine andere, der Sieg französischer Fehler über deutsche, das Scheitern zweier Offensivpläne. Der französische Generalstab, aus dem Konzept gebracht, wollte Paris gar nicht mehr verteidigen, meinte, die Hauptstadt sei nur ein Punkt auf der Landkarte, entschloß sich dazu erst nach dem strikten Befehl der Regierung und nach den eigenmächtigen Maßnahmen des

Generals Galiéni, der bei Poincaré und Viviani gegen Joffre intrigierte. Auf den Feldern der Marne aber messen sich nicht nur zwei Generalstäbe, sondern alle Eigenheiten des Lebens zweier Völker, die starken und die schwachen Seiten zweier politischer Systeme. Joffre unterstreicht in seinem Bulletin die vergangene Arbeit der Zivilisten: „... Die Regierung der Republik kann stolz auf die Armee sein, die sie vorbereitet hat.“

Es ist diese sich endlos abwechselnde Regierung, vor der alle Generäle eine heillose Angst haben; die Regierung, die oft von den unsachlichsten Motiven geleitet wird, in deren Korridoren den Ahnungslosen Fallen erwarten, die in Extrazügen nach Bordeaux geflohen ist, für die die Masse derer, die keinen Platz im Schlafwagen fanden, den Refrain der Marseillaise änderten:

Aux gares, citoyens!
Montez dans les waggons!

und die statt franc-tireur franc-fuieur genannt wurde.

„Die drei großen Befehlshaber der Armee, — wie Winston Churchill die Suche nach einem

Generalissimus schildert — die seit Kriegsbeginn Armeen und Heeresgruppen kommandiert hatten — Foch, Castelnau und Pétain — wurden aus Gründen, die damals triftig schienen, nicht in Betracht gezogen. Von Castelnau behauptete die sozialistische Linke, daß er zu religiös sei. Über Pétain wurde geklagt, er sei gegen die Mitglieder der Parlamentskommission ... zu wenig höflich gewesen. Man behauptete auch, daß General Sarrail ... über ihn gesagt hätte: Er ist keiner der unsrigen.* Über Foch hatte eine eifrige, weit ausgedehnte, aber schwer zu fassende Propaganda verbreitet: „Seine Gesundheit ist untergraben, sein Geist und seine Nerven lassen nach; er ist fertig.“

Jeder General, der siegen wollte, mußte sich im Rahmen dieser Möglichkeiten bewegen; das war sein politisches Terrain; diesem System mußte er sich ebenso anpassen wie dem Schlachtgelände. Deshalb enthält die Beantwortung der Frage, nach welchen Regeln der Kunst Foch gesiegt habe, nicht die Aufzählung seiner vorgefaßten Meinungen und Ideen, sondern die Schilderung der Arbeit, des Wir-

* Sarrail war Parteigänger der Linken.

kens des ganzen staatlich republikanischen Mechanismus. Die Ideen der Generäle haben in diesem Krieg eine kleinere Rolle gespielt als ihr Charakter. Es schien, als ob die ungeheuerliche Anhäufung des Materials, die wahllose Einziehung der Menschen, die Schwere der Zahl den Geist lähmten, und die starre Frontlinie war wiederum ein Reflex dieser Unbeweglichkeit, Ratlosigkeit der Führung, die in beinahe regelmäßigen Zeitabständen vergeblich den Durchbruch versuchte, um dem Feind zuvorzukommen. Diese neue, von niemand geahnte Form des Ringens hat, da es sich doch um Menschen handelte, die individuellen Eigenschaften der Führer und Soldaten nicht aufgehoben. Besteht der kriegerische Wert der Truppen in der Fähigkeit, sich unter der Kraft des Zusammenstoßes, des Anpralls nicht aufzulösen, so die des Führers in derselben Stärke, die aber bei ihm mehr auf geistigem als auf körperlichem Gebiet liegt. Er muß trotz aller angeborenen Feigheit des Menschen, die der beste Teil seiner Aufrichtigkeit ist, trotz der Unsicherheit, der Undeutlichkeit, trotz aller sich widersprechenden Nachrichten, die einlaufen, trotz der wahr-

scheinlichen Verluste immer neue und letzte Reserven in seinem Inneren haben, an die Entscheidung glauben, die Ruhe des idealen Priesters während der Katastrophe bewahren. Dieser Wille des Feldherrn ist um so unentzifferbarer, als ja der Führer, nachdem die Truppenbewegungen sich vollzogen haben, nicht mehr eingreifen kann; er ähnelt einer gelähmten Mutter, deren Kind ins Meer gefallen ist, sie kann nur beten und schreien, daß das Kind sich aus eigenen Kräften auf dem Wasser halte.

An der Marne, an der Yper und an der Somme besitzt Foch während der Schlacht diese Harmonie, die beim Feldherrn vom Grauen entzündet wird. Die Kampfhandlung hält seinen Leib und seine Seele in Bann. Er wirkt an der Marne durch Verletzung der von ihm selbst in der Akademie vorgetragenen Lehre entscheidend mit, glaubt, daß sich die elfte Armee in großer Gefahr befinde, zieht deshalb zwei Divisionen aus dem Feuer, läßt sie zu Hilfe eilen — eine Operation, die in den Büchern der Taktik mit der sicheren Niederlage bestraft wird, die indes erfolgreich verläuft. „Diese Maßnahme war — sagt Foch

später — äußerst gewagt. Sie hätte ebensogut nicht gelingen können, ist aber gelungen.“ Die Truppenbewegungen mitten in der Schlacht charakterisieren sein Können. Um die Theorie zu retten, nennt er das Maximum der gewünschten Beweglichkeit — Offensive. In dem Augenblick der Marneschlacht, als der größte Teil seiner ihm unterstellten Truppen wankte, telegraphiert der General an den Oberkommandierenden: „Mein Zentrum gibt nach. Meine Rechte zieht sich zurück. Ausgezeichnete Lage. Ich greife an.“

Als die Offensive zur Unmöglichkeit wurde, flößte ihm der Glaube an sie die Idee der Reservemasse ein. An der Yper, wohin er nach der Marne als „Gehilfe des Oberkommandierenden“ fährt, spricht Foch, trotz der Schwierigkeit der Lage, immer wieder vom Angriff. Und wenn er auch nicht ausgeführt wird, so vermag seine Armee doch die feindliche Flut einzudämmen. Sein Ziel wird bescheidener, er muß jedoch ein Spiel verschiedener Offensivmöglichkeiten zu seiner Verfügung haben, um sie je nach den Ereignissen anzuwenden.

Die Kriegskunst wäre aber gar keine Kunst,

wenn sie nicht arm an Möglichkeiten wäre und trotzdem immer gebieterisch Resultate verlangen würde. Diese Schwierigkeiten des Schaffens reißen auch für den Dogmatischsten die Mauer vorgefaßter Meinung nieder, und der Feldherr muß mit einer gewissen Naivität vor dem Krieg stehen, so als ob er ihn noch nie gesehen, noch nie gemacht hätte. In den Stäben der neunten Armee sagt Foch zu seiner Umgebung, sagt der Lehrer zum Schüler: „Meine Herren, es bleibt Ihnen eine Sache zu tun: das, was Sie gelernt haben, zu vergessen. An uns liegt es, das Gegenteil dessen zu machen, was wir lehrten.“

Im weiteren Verlauf des Ringens, vor der fahlen blutigen Seltsamkeit dieses Stellungskrieges hat Foch, wie auch alle anderen führenden Offiziere dieser Jahre, keinen Gedanken mehr; über die genaue Tagesberechnung hinweg sind sie wie in einer wirren Finsternis verloren, ähnlich dem Vorposten im unbekanntem, schon dunkelnden Walde.

„So wie die Dinge jetzt stehen — schreibt Foch in seinen Tagesnotizen am 1. Oktober 1917 — muß man sich fragen, wie die Entente sich die Realisierung ihrer Kriegsziele denkt.

Vielleicht, indem sie immer aufschiebt, wartet und teilweise Angriffe unternimmt, wie es die franko-englische Armee seit Juni versucht? ... Diese Taktik hält nur den Feind wachsam, verbraucht ihn zwar, aber uns auch ... Wenn wir so weiter handeln, wird ihm die kriegerische Aktion nichts von den materiellen und moralischen Mitteln nehmen, die er für seine Existenz benötigt. Es sind nur die ökonomischen Schwierigkeiten aller Art, die ihn zum Verhandeln zwingen können: Die Blockade wird ihn nicht leben lassen!“

Kann man andererseits hoffen, daß wir durch die Beschaffung der nötigen Truppenzahl, des nötigen Materials doch noch einen und mehrere starke Schläge führen können, die genügen würden, die feindliche Organisation zu erschüttern und zu vernichten?“

Diese Mittel, die Foch als Voraussetzung der feindlichen Niederlage erkennt, wurden nicht durch den konventionellen märchengeichen „Adlerblick“ des Feldherrn, nicht durch seine Maßnahmen und Verordnungen, sondern durch die globale Politik der Republik erzeugt: Das Spiel der Bündnisse, die Verknotungen mit allen fünf Kontinenten; das Meer

brachte mit jeder Welle einen Soldaten, einen Knopf oder eine Patrone zur Küste Frankreichs. Als es galt, für diese Machtkrone einen Kopf zu finden, das Einheitskommando zu verwirklichen, da waren es Zivilisten, Lloyd George und Clemenceau, die die politischen, persönlichen, sachlichen und unsachlichen Schwierigkeiten überwandten und einem General das Leben von sieben Millionen Soldaten, deren Namen auf sieben Millionen Geburtszetteln standen, übergaben. Die neuen günstigen Umstände bekam Foch als Material geschenkt; sie waren nicht seine Schöpfung, die eigene Geduld aber bildet sein Werk: Warten bis der Hammer immer schwerer, der Helm des Gegners immer leichter, durch immer mehr Risse zerbrechlicher wird, um dann die Schädeldecke des Feindes einzuschlagen. Jeder Krieg hat etwas vom Kampf Bewaffneter gegen Unbewaffnete; denn gegen Ende des Feldzuges ist die materielle Überlegenheit des Siegers so groß, daß die Kampfhandlung an eine Abschlachtang Eingeborener durch Kolonialtruppen erinnert.

Und die Politik, die so viele Kräfte in das Lager des französischen Hauptquartiers leitete,

verbunden mit Winkelzügen parlamentarischer Notwendigkeiten, ernannte gerade Foch zum Generalissimus.

Seit Dezember 1916 hatte er zwar den Titel eines Armeechefs, aber kein Kommando mehr. Die Regierung berief ihn von der Front nach der Hauptstadt; dieses Mal nicht wegen der Intrigen irgendeiner Kommission, vielmehr wußte sie von seinem unbestrittenen Einfluß in seinem Stab, kannte seine Methode, schätzte seinen Willen, seinen Überblick. Der Kriegsminister Painlevé wollte aber einen Sachverständigen haben, dessen Autorität man gegen die Verbündeten und gegen die eigenen Generäle anwenden konnte. Der Minister lebte mit dem Oberkommandanten im Kampf, hoffte deshalb auf Foch, der die Vorbereitungen des „Général en chef“ auch mißbilligte. Foch hatte noch kurz vor dem Krieg in zündender Kathederrede für die absolute napoleonische imperiale Selbständigkeit des Kommandierenden gesprochen; der Putsch des „Dritten Büros“ vor 1914 war ganz im Geist seiner Lehre erfolgt, wenn er ihm auch persönlich keine Machtvorteile brachte. Jetzt sollte er selbst als Werkzeug gegen das Geprie-

sene und Verwirklichte dienen. Foch wurde zum Generalstabschef ernannt, mit dem ständigen Sitz in Paris: ein Gefangener des Ministeriums. Mitten im Kriege wurde der Generalissimus im Felde eines Teiles seiner Macht entkleidet, die auf den unter direkter Aufsicht des Kriegsministers arbeitenden Generalstabschef übertragen wurde. Das von Poincaré und Painlevé unterschriebene Dekret vom 12. Mai 1917 bestimmt, daß „le chef d'état-major général de l'armée“ der Vertreter des Kriegsministers für alle technischen Probleme, die mit den militärischen Operationen in Verbindung stehen, ist. Er bespricht mit dem Minister alles, was sich aus dem allgemeinen Operationsplan ergibt und entscheidet mit dem Minister alle Fragen, die mit dem Personal der kommandierenden Generale in Verbindung stehen.

Die Personalpolitik in der Armee, die jetzt ganz in Händen der Regierung lag, bildete nicht nur den Schrecken der Oberbefehlshaber, sondern auch den ihrer Umgebung. Die Mitglieder der Stäbe wurden jetzt zwar mit Auszeichnung entlassen, die aber nur den Wert des „glänzenden Zeugnisses“ hatte, das

jedermann seiner scheidenden Köchinschreibt — ein Dank für das Weggehen.

Der Generalstabschef besaß nun die Autorität der Regierung. Benutzte der Kriegsminister Painlevé nur zögernd, schwankend seine Vorrechte, so änderte sich die Situation, als Clemenceau sein Nachfolger wurde. Für den Generalissimus Pétain kamen nun schlimme Tage. Der neue Chef des Ministeriums mochte ihn nicht. Aber auch den Generalstabschef erinnerte er an den schuldigen Gehorsam. Als Foch in Begleitung Clemenceaus nach London fuhr und dort seine Kompetenz überschritt, brüllte ihn der Kriegsminister während der Konferenz — wie der Zeuge Winston Churchill schreibt — vor den verdutzten Anwesenden an: „Schweigen Sie! Ich bin der Vertreter Frankreichs.“

Am 21. März des letzten Kriegsjahres, als südlich Arras die von Ludendorff unter einem wunderbar gewebten Mantel des Schweigens vorbereitete und unter einem noch nie gehörten Kanonenlärm eröffnete Offensive die fünfte englische Armee vernichtete; die Verbindung der alliierten Streitkräfte nur noch ein dünner Faden war, der jeden Moment

zerreißen konnte; die kommandierenden Generäle ihren Ministerpräsidenten nach London und Paris verzweifelte Hilftelegramme sandten; als dann drei Tagespäter im Morgengrauen des 24^{ten} der siebenundsiebzigjährige Clemenceau in einem Auto mit Foch zur Front fuhr, um mit den herbeigeeilten Ministern und Marschällen seiner britischen Majestät, die die dumpf heulenden Glocken einer Katastrophe ahnten, das Grauen zu besiegen, das im Gehirne der Generäle den Tag in trübe Nacht verwandelte: wußte weder Clemenceau, noch Foch, noch Lord Milner, noch Pétain, noch Douglas Haig, daß binnen vierundzwanzig Stunden der Pariser Generalstabschef Oberkommandierender werden sollte. Warum wird in dieser Konferenz zu Doullens gerade Foch zum Oberkommandierenden ernannt?

Nicht, weil er den besten Kriegsplan auseinandersetzt oder glänzende Ideen entwickelt. Clemenceau fragt Pétain, was er zur Verteidigung der Aufmarschstraßen südlich von Amiens zu tun gedenke. Der Oberkommandierende antwortet, er habe nur etwa zwanzig Divisionen zu seiner Verfügung. Foch meint,

es sei mit diesen Kräften möglich, an der bedrohten Stelle die Partie zu gewinnen. Noch andere Militärs sprechen. Da erhebt sich der englische Minister Lord Milner und sagt zum französischen: „Ich möchte mich mit Ihnen unter vier Augen unterhalten.“ Das Resultat dieser Zwiesprache ist das Oberkommando Fochs, der sich eben an diesem Tage am zversichtlichsten, sichersten zeigt, der es versteht, einfach und klar auseinanderzusetzen, daß der Sieg noch immer möglich sei, und der dadurch alle in seinen Bann schlägt. Am Schluß der Konferenz erscheint seine Ernennung so selbstverständlich wie noch am Morgen desselben Tages fraglich. In ganz wichtigen Dingen, in denen die Persönlichkeit eine Rolle spielt, sind die scheinbar unsachlichsten Motive entscheidend: der Eindruck, die Stimmung, die Atmosphäre.

Pétain kommandiert weiter die französischen, Douglas Haig die englischen Kräfte. Beide werden Foch unterstellt, der zu gleicher Zeit seinen alten Posten als Generalstabschef behält. Der Marschall glaubt, das napoleonische Kommando verwirklicht zu haben. Seine einzige Furcht ist jedoch ein zu großer Appa-

rat, der wie die Front selbst erstarren könnte. Würde er jetzt nicht die Last zweier Organisationen zu tragen haben, die des Generalstabschefs und die des Oberkommandierenden im Felde? Die Machtfülle ist an unzählige Schreibpulte, Schreibmaschinen, Archive, Bürochefs gebunden. Würde ihm nicht die unterstellte Bürokratie seine Bewegungsfreiheit, den unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Operationen rauben? Der Apparat an der Spitze sollte sich so schlank erheben wie der gepanzerte Erzengel auf dem Castel Sant Angelo zu Rom. Hatte das alte Hauptquartier fünfhundert Offiziere, bestand es aus dem Personal-, Erkundigungs-, Material- und Operationsbüro, so behält Foch nur das verkleinerte Operationsbüro in seiner Nähe. Die Masse der Reserven wird unter seinen unmittelbaren Befehl gestellt. Fochs Gehilfe, Weygand, pflegt mit Vorliebe zu wiederholen: Hier gibt es keinen Generalstab!

Vom 25. März bis zum Waffenstillstand führt der Marschall das Kommando. Während der ersten hundert Tage greifen die deutschen Armeen an, in den folgenden drei Monaten führt er die Offensive. Die letzte Schlacht hat kei-

nen Namen; sie bleibt nicht an einem Ort, rennt von Dorf zu Dorf, um nahe der Grenze zu verglimmen. Das Röcheln verliert sich in einem traurigen November. Kein Tag aus diesen hundertundfünfzehn wird wie Austerlitz, wie Jena oder wie Sedan im Gedächtnis bleiben, um der ewig kriegerischen Menschheit in schwerem dunklen Traum als Ruhmeshalle zu erscheinen.

Fanden aber überhaupt die Schlachten bei Austerlitz und an der Moskwa statt? Die erste wurde bei Aujedz, die zweite am Flößchen Kolocza geschlagen. Bonaparte indes, Prinzipal und Reklamechef der Firma zugleich, wußte, daß der Name Aujedz für Franzosen schwer aussprechbar sei, und daß „Moskwa“ gewaltige Bilder des beginnenden Asiens hervorzaubere. Er taufte seine Schlachten um.

Foch wäre kein Offizier im Geist napoleonischer Feldzüge gewesen, er hätte seine Kinderträume vergessen, das Süße des Ruhmes, die Gewalt der Tradition nicht spüren müssen, wenn er nach dem Sieg zu Ehren der Lehre und des Meisters nicht noch eine Schlacht nach allen Regeln der Kunst, mit

gewaltigen Umfassungen, mit Flügeloperationen, mit Sammelpunkten, in die alle Straßen Europas münden, hätte schlagen wollen. In der Nähe Dresdens sollten sich nach seinem Plan alle Kräfte der Koalition treffen. Die Orientarmee erhielt den Befehl, die Donau hinaufzufahren, die Italiener den, schnurstracks den Etsch entlang zu marschieren, das anglo-franko-amerikanische Heer war bereit, in schnellen Tagesmärschen den Rhein zu überschreiten; die Direktiven Fochs, an den italienischen General Diaz gerichtet, sind ein Pendant zu den Briefen Napoleons an seinen Vizekönig Eugen. Nichts kam dem Marschall so ungelegen wie das deutsche Waffenstillstandsgesuch.

Noch in Versailles verlangt Foch eine Politik in der Richtung dieser Strategie. Drei Denkschriften, die er über den Frieden schreibt, fordern als unbedingte Garantie die Annexion des linken Rheinufers und die militärische Hegemonie über das rechte, beweisen haarscharf, daß Frankreich ohne diese Bedingungen verloren sei. Clemenceau, der sicherlich so viel nehmen wollte als er konnte, setzt ihm freundschaftlich auseinander, die Denk-

schriften könne man den Alliierten in Versailles nicht überreichen; er hätte so etwas Ähnliches versucht, sei nicht durchgedrungen und wolle sich nicht zum zweiten Male blamieren. Foch besteht aber darauf, will sogar seine Meinung vor dem Ministerium vertreten, und da der Marschall in Freundschaft mit Poincaré lebt, gewährt ihm Clemenceau eine Audienz im Ministerium. Der Sieger kommt, von Weygand begleitet, und verlangt sofort nach der Begrüßung, die Sitzung zu protokollieren. „Es gibt kein Protokoll im Ministerrat“, antwortet Clemenceau. „Sie haben jetzt die Möglichkeit, Ihre Ideen auseinanderzusetzen. In Ihrer Abwesenheit wird dann die Regierung beraten und beschlossen.“

Clemenceau wendet sich, rasch die geheimsten Gedanken des Präsidenten der Republik erratend, an Poincaré, aufgeregt betonend: „Das Ministerium kann nur allein verhandeln. Ich werde mich zurückziehen, wenn eine Diskussion eröffnet wird, an der Personen teilnehmen, die nach der Verfassung es nicht tun dürfen, die hier nur gehört werden. Herr Marschall, bitte sprechen Sie!“

In monotoner, blasser Rede liest Foch seine schon allen Ministern bekannte Denkschrift vor und verläßt dann den Saal. Traurig, kopfschüttelnd geht er davon, tief überzeugt, daß dieser Friede kein klassischer sei.

KEMAL PASCHA
oder
VON DER NATIONALEN FARCE ZUR
NATIONALEN REVOLUTION

I

Kurz bevor der vierzigjährige Enver Pascha in Buchara den Aufstand gegen seine Freunde von gestern, gegen die Sowjets, führte und räuberromantisch von vielen Kugeln durchbohrt starb, fuhr er im Zug zwischen Moskau und Petersburg mit einem deutschen Kommunisten, der sich im Kreml vor dem hohen Tribunal wegen des Nichtzustandekommens der deutschen Sowjetrepublik verantworten sollte. Er sagte zu ihm: Ihr seid wirklich schwach wie Gras. Eure Partei soll zweihunderttausend Mitglieder zählen, und ihr könnt keine Revolution machen. Ich habe in Makedonien mit einigen hundert Mann die Empörung angezündet, ein ganzes Armeekorps gewonnen und alle neunzigjährigen Greise einer jahrhundertealten Hierarchie zu Wasser und Brot verurteilt.

Envers vorwurfsvolle Verwunderung war die

Frucht eigener Laufbahn. Alle seine Siege hat er so gepflückt. Die dicken Mauern des kaiserlichen Serails erkletterte der Entschlossene mit gut gelaunten Freunden, um aus den Gärten des Kalifen alles Begehrenswerte im Namen eines neuen Zeitalters zu kosten.

Er und seine jugendliche Schar lebten als improvisierte Führer einer zehnjährigen Offiziersrebellion. Europa sah nur sie, hörte nur von ihnen.

Wer waren diese besungenen Ritter? Die Ohnmacht, die Schwäche der Türkei, ihre Unmöglichkeit, ein den westeuropäischen ähnliches Heer zu organisieren.

Die Grundlagen dieses Staates vernichteten jede militärische Anstrengung; denn der Soldat wird nicht durch die neuste Repetierpistole allein zum Soldaten. In der Kaserne spiegeln sich alle Lebensverhältnisse der Eingezogenen wider, die in keinem Militärreglement erfaßbar sind und trotzdem die Summe der Endkräfte nicht weniger als die Kanonen bestimmen. Die eingezogenen Osmanen waren zu achtzig Prozent Kleinbauern und zu zwanzig Prozent Pächter. Nicht nur die Armut, sondern auch ihre Abgeschlossenheit,

das ewig einsame Gesicht des Dorfes, schenkten ihnen eine souveräne Gleichgültigkeit, hüllten sie in einen wohlthuenden Mantel der Unempfindlichkeit. Was in den Büchern der Politik und der Geschichte „Machtverfall der Türkei“ genannt wird, war die Uninteressiertheit dieser Erdgebundenen an der Türkei.

Die Offiziere kamen aus den Städten, Beamtenöhne, Sprößlinge der sich erst in den Anfängen befindlichen Handelsbourgeoisie — einzige Intellektuelle des Landes.

Die Neugierigsten, Lebendigsten, Abenteuerlichsten, Fleißigsten unter ihnen verfluchten die orientalische Gegenwart.

Sie sahen keine Zukunft mehr im stillen Palast Abdul Hamids. Der Sultan schien ihnen ein Raubvogel, seine Umgebung einsam grimme Verteidiger gespenstischer Ruinen; sie lebten beglückt durch das freundliche Lächeln westlich-liberaler Ideen. Jeder Leitartikel in Berliner oder Pariser Gazetten entdeckte ihnen fremde, begehrenswerte Herrlichkeiten. Weilsie nur von weitem die Fassade des Palais Bourbon und des Deutschen Reichstags sahen, die Parlamentsberichte fleißig lasen,

meinten sie, ein ähnliches Gebäude und eine ähnliche Rhetorik würden alle Holzhäuser Konstantinopels in Steingebäude verwandeln, tausendundein Märchen der Technik, der Geschwindigkeiten, der Verwaltungszentralisation, der kriegerischen Bereitschaft verwirklichen.

In solch einem Gebäude revolutionärer Hoffnungen wohnte auch Kemal Pascha. Dieses Haus war die Militärschule. Durch die offene Tür flatterten aber nicht nur die Töne einer kommenden Revolution herein, als ob sie im Winde zerstreute Papierfetzen wären, sondern auch alle Gerüchte aus dem Lehrzimmer hinaus: nach dem Serail. Für Abdul Hamids Palastgetreue war keine Meldung zu gering, am wenigsten die Essays ihrer Vertrauten über die Meinungsprofile der Offizierschüler. Die anerkannte Macht benutzte aber nicht nur den Henker, ihr gefiel das Spiel mit dem Menschen. Gleichzeitig mit dem Leutnantspatent bekam Kemal einen Verschiebungsbefehl nach dem entfernten Damaskus; kurze Zeit darauf mußte er in Jaffa exerzieren lehren — in die Wüste geschickt zu werden, war hier kein leerer Begriff.

Die frondierenden Offiziere, die die aktivsten waren, hatten eine weitverzweigte Organisation. Sie saßen in Stäben, in den Vorzimmern kommandierender Generäle, in Ministerien, umtanzten den Thron. Die höchsten Befehlshaber konnten meisterhaft schielen: das eine Auge auf den gnadenverteilenden Sultan, das andere auf die Geschäftigen, Geduldigen, Sehnsüchtigen der Veränderung gerichtet. Der verschickte Kemal konnte dank ihrer Hilfe aus Jaffa nach Saloniki reisen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft siegte die Militärverschwörung.

Im Jahre 1908 öffneten die Gäste der orientalischen Kaffeehausterrassen Arme und Mund, um die neue Verfassung zu begrüßen. Gesetze wurden wie Knöpfe fabriziert. Die Konstitution schenkte neben Fahنشmuck auch viel bedrucktes Papier. Die radikalste Revolution hätte die Durchführung all dieser ebenso schnell wie enthusiastisch angenommenen Paragraphen bedeutet.

Jetzt begann aber der Kampf der Sieger untereinander. Jeder Bataillonskommandant meinte, die Erbschaft Cromwells am Bosphorus antreten zu müssen, hielt im Schlaf Zwie-

gespräche mit ihm, war erleuchtet. Eine Offiziersverschwörung folgte der anderen, wie früher die Haremsintrigen. Schüsse fielen, und der Gepriesene von gestern endete auf der Rachejagd seines gewesenen Freundes. Die Vorzimmer der Ministerien waren Menschenfallen. Jeder Klub hatte seinen eigenen Retter, jeder Stammtisch seinen Mörder, jede Kneipe ihren Propheten. Jeder Pascha brauchte seinen Putsch, der heute in Riesenlettern den Sieg verkündete und eine Woche später wie ein gewöhnlicher Tag aus dem Gedächtnis verschwand.

Die Kunst der Politik bestand in der geschickt durchgeführten Verhaftung des jeweiligen Kabinetts — und Byzanz blieb Byzanz.

II

Kemals Begeisterung für die jungtürkische Revolution legte sich bald. Die revolutionäre Militärbewegung enthielt aber trotz des unübersehbaren Wirrwarrs alle Keime der Veränderung; denn selbst das Chaos hat einen festen Punkt, um den sich alles gruppiert. Die Verschwörungen und Aufstände waren die

Kraft, die den Damm durchbrachen, der die angesammelten stillen, unregsam Gewässer der Unzufriedenheit bis jetzt zurückgehalten hatte. Die Straßen waren nun überflutet und alle Wege noch schmutziger als vor der Empörung.

Innichten der nun beginnenden kriegerischen Katastrophe der Türkei, die von unerwartetem Szenenwechsel der Haupt- und Staatsaktionen in Konstantinopel begleitet wurde, behielt Kemal seinen Glauben an die Möglichkeiten des osmanischen Widerstandes. Um sich selbst nicht auszuschließen, mußte er mit dem neuen Regime weiter in enger Fühlung bleiben; schon der persönliche Ehrgeiz diktierte diese Taktik. Sie zwang ihn zu einer einzigartigen diplomatischen Biagsamkeit, die seine Charaktereigenschaft blieb. Es galt, den Gehorsam gegenüber der siegreichen Partei mit dem persönlichen Glauben und dem Ehrgeiz zu verbinden, die Unabhängigkeit hinter Geschmeidigkeit zu verbergen, bei dem Herrn des Tages Vertrauen zu erwecken. Dadurch konnte er sich frei bewegen, sogar eigene Meinung ketzerisch entwickeln. Er mußte die Sieger auf ihre Interessen aufmerksam machen

und wurde so ein unentbehrlicher, aber doch dienender Mitarbeiter. Das gelang Kemal dank seinen militärischen Leistungen. Er wurde immer mehr rein strategischer Sachverständiger, ohne aber seine Wachsamkeit gegenüber dem allgemeinen Gang der Dinge zu verringern. Und das Positive: das militärische Wissen, sollte dann auch den anderen, seinen Auftraggebern, helfen; das Negative: die Skepsis, ihn selbst retten. Er vermied jedoch ängstlich, was alle anderen erstrebten: zur engsten Brüderschaft zu gehören, blieb unkompromittiert für die Zukunft. Dieser Spitzentanz zwischen Ja und Nein, diese Politik der tausend Reserven und nicht ausgesprochenen Gedanken, diese scheinbare Gleichgültigkeit allen Dingen gegenüber, die über das rein Fachmännische hinausgehen, sind Eigenschaften, die oft Mitgift erfolgreichster Soldaten bilden. Vielleicht hängt diese Gabe mit dem Handwerk zusammen, vielleicht ist sie sogar die Voraussetzung dazu, sicherlich macht sie erst aus der Profession einen Beruf.

Gerade die fähigsten Offiziere in den Reihen der Rebellen mußten deshalb Kemal gegen-

über Sympathie empfinden. Sie meinten, er kümmere sich nicht im geringsten um Politik, sei ein ungefährlicher, braver, anonymer Arbeiter im Generalstabe. Und als in Konstantinopel die regierenden Sieger von gestern durch eine neue Verschwörung mit Bajonetten aus den Ministerien vertrieben wurden; als Saloniki, der Herd der Rebellion, zum Marsch auf die Hauptstadt rüstete: wurde Kemal zum Generalstabschef der ersten kombinierten Division ernannt. Er führte seine Aufgabe mit manöverähnlicher Genauigkeit durch. Sein erfolgreicher Schlag machte ihn so schnell bekannt, wie es nur im Krieg oder in der Revolution zu geschehen pflegt.

Er war nun auf der glatten Eisbahn der Karriere, wo der Wind leicht wehtreibt.

Hier begegnete ihm Enver Bey, der ohne Clique nicht leben konnte, deshalb jeden, der nicht zu seiner gehörte, als Eindringling betrachtete. Envers militärische Begabung litt unter seiner Phantasie; er konnte nicht ruhig arbeiten; denn immer sah dieser Entschlossene nur sich; das eigene Ich störte die besten Einfälle. Er führte Krieg mit der Unbekümmertheit eines Menschen, der abergläubisch

auf den morgigen Tag hofft. In seinen strategischen Plänen bewegten sich immer nicht-existierende Wunderdivisionen. Kemal hingegen, der als höherer Generalstabsoffizier sein Mitarbeiter war, wußte, daß die unvermeidlichen Illusionen, die jede Schlacht begleiten, die Unbestimmtheiten eines Feldzuges nicht noch durch optimistische Gespenster vermehrt werden dürften.

Ihre Feindschaft bekam erst jetzt in gemeinsamer Arbeit einen festen Grund.

Durch ein Machtwort Envers wurde Kemal ins Ausland, nach Sofia, als Militärattaché gesandt. Auf eigene Faust kehrte er während des Balkankrieges zurück und führte in Galipoli einen Frontabschnitt. Entsetzt über die schwere militärische Niederlage, dachte er an die gründliche Reorganisation und sprach gegen den Eintritt der Osmanen in den Weltkrieg. Gerade deshalb, wie zur Strafe, gab ihm Enver ein Kommando unter Liman von Sanders. Der deutsche Heerführer kannte die Stimmungen und Gefühle Kemals, schätzte ihn aber deshalb nicht weniger. Siegreich im Widerstand gegen die Entente, verlangte Kemal dennoch den Frieden,

weil die allgemeinen Zusammenhänge ihm nicht verborgen blieben. Auch nach einem eventuellen deutschen Erfolg auf allen Fronten, meinte dieser Nationalist, stände die Türkei wie hinter einem Kerkgitter unter fremdem Einfluß. Eine Niederlage aber würde das Land unter der Flut der eigenen Nationalitäten begraben. Nur die Popularität seiner Siege rettete ihn vor einer persönlichen Katastrophe. Konstantinopel aber rettet niemand.

Die Hauptstadt wurde zum Panorama aller türkischen Gebrechen. Die Politik schien alles Abstrakte zu verlieren und all ihre Zusammenhänge konkret, farbig zu zeigen. Die Liquidierung der orientalischen Frage, seit zwei Jahrhunderten die Hoffnung so vieler Eroberer, gab eine große Galavorstellung. Die Statisten im Stück, stumm über die ganze Stadt verteilt, bildeten die Türken; sie durften nur die Vorstellung bezahlen. Jeder einzelne aus der Million Wortloser lernte Politik zu Hause.

Am Bosphorus lagen die graublauen Schiffe der Alliierten, ihre Kanonen blickten zum Ufer wie neugierige, drohende Riesenaugen, die alles sehen wollen. Als erste landeten eng-

lische Soldaten. Das war Diplomatenlist gegen Verbündete: Faustpfand gegen Italien und Frankreich. Französische Kolonialtruppen und Matrosen folgten, dann kamen Italiener. Wem gehört die Stadt? Der stille Kampf militärischer Kanzleien entbrannte, jede verhaftete auf eigene Faust, jede annektierte kleine Gegenstände aus der orientalischen Erbmasse — die Diplomaten Provinzen, die Muschkoten, was im Tornister Platz hatte —, jede befahl, jede kontrollierte, jede politisierte, jede suchte Anhänger — bis sie sich in der interalliierten Kontrolle vereinigten, um besser unkontrolliert zu walten.

Das alles wäre aber noch nach allen Regeln und Traditionen anerkannter Kriegskunst selbstverständlich gewesen. Wer verliert, muß bezahlen.

Aus der Stadt selbst aber kamen die bewaffneten Feinde.

Jenseits der Galatabrücke, in Pera, wohnten die Griechen. Sie und die Armenier hielten vor 1915 den ganzen Handel in Händen. Drei Jahre lang hatten sie um ihre Ware und um ihr Geld gezittert, jetzt flaggten sie und meinten, das alte Byzanz wäre ihre neue Haupt-

stadt. Jedes Türken Gut gehörte dem Feind, der es als erster nahm.

Einige Monate später kamen die Russen. Nicht geführt von siegreichen Generalen, wie sie es jahrhundertlang gehofft hatten, vielmehr als alles bedeckender Schaum eines großen Elends. Zehntausende von Emigranten versuchten hier zu leben. Diese russische Armut schillerte in allen Farben des Abenteuers. Viele unter ihnen verkauften die letzte Habe, um noch eine Nacht zu trinken; morgen werden sie sich mit dem Teller in der Hand stundenlang für eine englische Eßportion vor den Kasernen anstellen.

Die Türken — verschämt in ihr Elend verkrochen — bekommen aber nicht einmal diese Bettelsuppe zu riechen.

III

Im tiefsten Innern aller Dinge scheint das Allbeständige zu walten, und alle Bewegungen der Geschichte, Flut und Ebbe der Ereignisse scheinen nur verschiedene Formen derselben menschlichen Affekte zu sein.

Schon lange bevor die Glocken der Sophien-

kirche von den Osmanen heruntergeholt wurden, gab es eine „orientalische Frage“.

Im Jahre 974 ermordet der kühne und glückliche Soldatenhauptling Johann Zimiscs seinen stets verschlafenen und verliebten kaiserlichen Herrn und wird selber Kaiser von Byzanz.

Er kann sich aber des Schmucks seiner Krone nicht erfreuen; denn am Fuße des Balkanbirges, einige Tagesmärsche von Konstantinopel entfernt, lagern feindliche asiatische Stämme. Sie kommen aus Rußland, scheinen zahllos zu sein; immer wieder bewegen sich die Horden, als wären sie ein Strom, der das Ägäische Meer sucht. Zimiscs besiegt diese Heiden. Er will aber ein für allemal die „orientalische Frage“ lösen, überschreitet seinerseits den Bosphorus, um die Völkerbewegung in Kleinasien zurückzudrängen. Dem König der Armenier verkündet er stolze Siegesbotschaft: „Höre und staune ob der Wunder, die der Herr der Heerscharen zu unserem Ruhm und zu seinen Ehren geschehen ließ. Wir haben den Stolz des Emirs All-Moumerim, des Souveräns der afrikanischen Araber, gedemütigt ... Heute ist ganz Phönizien,

Palästina und Syrien von der muselmanischen Tyrannei befreit und gehört den Römern. Die Herrschaft des heiligen Kreuzes strahlt ... Wir haben ganze Bevölkerungen unzähliger Landschaften über die Klinge springen lassen. Entlang der Küste verbrannten wir alle Städte und schleppten alle Einwohner in die Sklaverei. Bis tief ins Innere Tripolis' sind durch uns alle Weinberge, alle Olivenwälder, alle Gärten vernichtet worden. Unsere Armeen durchzogen fünf Monate lang die Länder und machten alles dem Boden gleich ... Überall zieht sich der Feind schändlich, schimpflich, schmählich zurück.“

Mehrere Jahrhunderte kriegerischer Erfahrung sind notwendig, bis man begreift, daß es für den Sieger selbst von Vorteil ist, den Überwundenen zu loben — bis Kriegsbuletins verkünden: „Ihr habt die ersten Soldaten der Welt aufs Haupt geschlagen!“, das heißt die ersten Soldaten nach uns Triumphgekrönt. Außer der Form, der Sprache, der linguistischen Verbeugung, der konventionellen Glätte aber ist alles beim alten geblieben. Die Sieger haben neue Prinzipien, neue Sätze, neue Wahrheiten, neue Axiome, verdecken ihre In-

teressen unter einem veränderten Dickicht gesalbter Sprüche — das Resultat, das Leiden, das blutige Gewühl, die Energie des Raubens sind aber dieselben geblieben.

Zehn Jahrhunderte nach dem byzantinischen Kaiser Johann Zimisces, im Jahre 1919, am 15. Mai, besetzt die griechische Armee Smyrna. Ein englischer Admiral erklärt der türkischen Stadtbehörde, daß seine Verbündeten landen werden, zeigt den erstaunten Muselmanen ein Papier: die Pariser Bestätigung dieses Entschlusses. Die türkischen Truppen in der Stadt, heißt es, sollen ruhig in den Kasernen bleiben. Die ersten griechischen Regimenter stehen auf dem Kai. Ihr Weg führt sie an den Kasernen vorüber, aus deren Fenstern entwaffnete Feinde neugierig, ängstlich blicken. Ein verlorener Schuß kracht, als ob ein Stein einen Spiegel getroffen hätte. Tausende von Gewehrmündungen haben nun ein Ziel: die Kasernen. Drinnen fallen Menschen zu Boden, die Panik ist hier stärker als die Wut der Ohnmacht. Hunderte werden in den schmalen Korridoren zertreten, einem gelingt es, den Ausgang zu erreichen, er winkt mit einem weißen Tuch — durch einen Bajonett-

stich wird er zu Boden gestreckt. Endlich, nach einer Stunde, stellen die Sieger das Feuer ein. Die Türken werden als Gefangene auf griechische Schiffe geführt. Als sie ihr schwimmendes Gefängnis erreichen, zielen gutgelaunte griechische Matrosen in einen Trupp gefangener türkischer Offiziere — dreißig von ihnen sind zu Tode getroffen.

Banden von Komitatschis durchziehen die mohammedanischen Stadtviertel. Der einzige Widerstand ist ihre eigene Ermüdung. Die Ermatteten werden schnell von Kräftigeren abgelöst.

Das ist das Vorspiel. Die Vernichtung Kleinasiens soll bald beginnen — systematisch, ordnungsgemäß. Alles ist in ihren Augen nur Opfer, gut zum Wegwerfen. „... Das Elend zwischen Himmel und Erde ist wie ein Blasebalg; er leert sich, aber er entleert sich nicht; er hebt sich, und er bläst von neuem. Wozu die vielen Worte?“ Die letzte Post aus Paris hat dieses Gewand der Vernichtung gleichmäßig unter die Besiegten verteilt.

Vier Minister vor einem runden Tisch, den Blick auf eine Landkarte der Türkei gerichtet, haben den Sieg des Nationalitätenprin-

zips in Kleinasien beschlossen. Da sie sich aber nicht einigen konnten, wer von ihnen die Truppen senden sollte, erhielt Griechenland diesen Auftrag. An Ort und Stelle sollte später eine Kommission die Entscheidung treffen, Grenzen und Selbständigkeiten bestimmen. Was ist einfacher als das Nationalitätenprinzip! Allerdings, vor dem Krieg, seit fünf Jahrhunderten, haben Griechen und Türken in Eintracht gelebt — aber Fortschritt muß sein. Sind die Menschen nicht sterblich, kann man nicht leicht aus vielen wenige machen? Die Griechen wollen auf Grund dieser geraden, einfachen Methode in der Mehrzahl bleiben. Die Türken sollen massakriert werden. Dadurch wäre ihre Nationalitätenfrage gelöst.

Das von der Entente proklamierte Nationalitätenprinzip fand auch bei den durch die Sieger Vertriebenen Glauben. Voraussetzung dazu erschien ihnen aber nicht nur dieser Grundgedanke, sondern die physische Macht, über die man verfügte. Denn es gibt kein Prinzip, daß die Geschlagenen vor den Kosten ihrer eigenen Niederlage retten könnte.

Kemal kannte diese selbstverständliche Rea-

lität. Eben deshalb wußte er auch, daß sofortiger Widerstand eine Unmöglichkeit sei, nichts weiter als ein Protest, Papier gegen Gewalt.

Der General verstand aber auch, daß alle Dinge ihr eigenes Echo haben. Niemand kann es voraussehen; deshalb gibt es in der Politik ein Wagen.

Er kommt im Auftrag der Konstantinopler Regierung, die, halb freiwillig, halb gezwungen, Gefangene des englischen Oberkommandanten ist, nach Kleinasien. Sein Auftrag besteht in der Vernichtung türkischer Banden, die Wege und Eisenbahnlinien unsicher machen. Sobald er an der asiatischen Küste des Schwarzen Meeres landet, ist sein Entschluß gefaßt: Kampf gegen die Griechen! Der Gegner darf aber den Widerstand nicht sofort fühlen, vor allem darf die kommende Revolution die Konstantinopler Vorgesetzten, die im englischen Schutz ganz ruhig leben, noch nicht beunruhigen. Kemal erkennt die Möglichkeiten des erschöpften Landes, verzichtet auf jahrhundertalte pantürkische, panislamitische Träume, löst sich von der Romantik eines religiösen Imperialismus und sagt sich: Das Na-

tionalitätenprinzip wird den Raum haben, den ihm die Waffen verschaffen werden. Er handelt etappenweise, verbirgt der europäischen Öffentlichkeit seine Ziele; selbst ergebensten Freunden deutet er sie nur an, vertraut dem gegenwärtigen militärischen und politischen Durcheinander, das einer Lösung entgegentreibt. Worin besteht seine Strategie? In der Sehnsucht aller Bedrohten und Erschrockenen: den Feind aus dem Land zu werfen.

Aus diesem Affekt müssen Kräfte, Realitäten werden; er muß, von einer zentralen Energie geleitet, sich mit allen Zufälligkeiten verbinden, die entgegengesetzten Tatsachen ausnutzen, alle sozialen Instinkte aufstacheln. Die Periode der größten nationalen Anstrengung in der türkischen Geschichte ist deshalb zugleich die Ära tiefster innerer Auseinandersetzung, entscheidender Veränderungen.

Weit zurück liegen die Putschtage jungtürkischer Offiziere. Was damals eine Farce war, ist jetzt eine Revolution. „Wenn — schreibt Helmuth von Moltke in seinen Briefen aus Kleinasien — eine Regeneration des Türki-

schen Reiches als solchem möglich, so kann sie nur von einer erst zu erziehenden Generation hervorgehen.“

Eine neue Generation ist an sich nie besser als die alte, die veränderten Umstände aber können sogar aus Greisen eine neue Generation machen. Und hier wird die Psyche durch grauenvolle Notwendigkeit verändert.

Alles was Widerstand leisten will, ist aus der europäischen Türkei nach Kleinasien abgewandert. Aus diesen Veränderungen weniger Monate sprechen Hunderte von Jahren, die Vergangenheit scheint nur für diesen Tag gewirkt zu haben. Kemal ist politischer Propagandist; gegen die Griechen im Lande mobilisiert er den türkischen Bauern; denn die Griechen sind Stadtbewohner, Handeltreibende oder reiche Pächter. Seine Fahne des Propheten wird zu der einer agrarischen Empörung, sammelt die Sehnsucht des Landbewohners nach einem Stückchen Erde. Dieselbe Kraft, die nach außen stößt, die den nationalen Feind sucht, wendet er auch nach innen an, verspricht Brot und Besitz. Diese Politisierung, die sich nicht im Abstrakten verliert, erzieht die Soldaten. Sie ist die Re-

servekammer der Armee. Sie zaubert jenes bunte Feld eines erträumten Glücks, das immer die Leiden des Tages bedeckt und ein großes Habenkonto im Himmel eröffnet. Verspricht er den Bauern Brot, so den Intellektuellen, den Emigranten aus allen Teilen des zerstörten Reichs, Einfluß und Macht.

Er eröffnet den Kongreß der östlichen Provinzen in Erzerum, bildet einen jakobinerähnlichen Konvent in Siwas, verfügt die Übersiedlung der nationalen Regierung nach Angora, entwirft das Grundgesetz einer Konstitution. Zur selben Zeit sucht seine Diplomatie die großen Gelüste der siegreichen Mächte gegeneinander auszuspielen, indem er den Franzosen die Geheimforderungen der Engländer, den Engländern diejenigen der Franzosen mitteilt, den Russen den Bolschewismus verspricht und gleichzeitig die Franzosen auf die russische Gefahr aufmerksam macht. Was noch niemand erreicht hat, erreicht er: Bolschewisten und französische Generäle unterstützen ihn.

Hinter den Kulissen dieser Ereignisse, die ihm Tage und Monate schenken, ihm Zeit lassen, organisiert er die Armee. Sie ist eine große

Improvisation, lernt in der Niederlage kämpfen — und das genügt Kemal. Denn er sieht den Widerstand. Immer weiter, immer tiefer, immer raublustiger dehnen sich die griechischen Linien, besetzen die Eisenbahn, die Angora mit der Welt verbindet, bis drei Jahre nach dem Weltkrieg in der Schlacht an der Sakaria der griechische Vormarsch zurückgeschlagen wird. Ein neuer Stellungskrieg droht. Wieder ist die Erde von Gräben durchzogen, in denen Menschen leben, die es bis zum Grab nicht weit haben. Der Stellungskrieg ist indes die große Gefahr; denn, da die Türken vom Meer abgeschnitten sind, haben die Griechen die größere Möglichkeit der Materialschlacht. Aus dieser Einsicht entsteht die Offensive Kemals — das Leben des werdenden Angora-Staates hängt von einer entscheidenden Durchbruchsschlacht ab. Kemal führt und gewinnt sie. Der Weg nach dem Meer ist offen. Der Moment des Einzugs Kemals in Smyrna ist auch das Ende des alten osmanischen Reiches. Er schafft das Sultanat ab und ruft die nationale Republik aus. Innenpolitisch braucht er kein Versteckspiel mehr; denn alle Partner sind zugleich mit

dem äußeren Feind besiegt. Er wird nicht Diktator im Sinne einer absoluten unkontrollierbaren Gewalt. Die Nationalität bildet sich und lernt mit dem Alphabet zugleich das Debattieren. Cavour behauptet, er habe nie so absolut wie mit einem Parlament regiert. Vielleicht ist Kemal diese Selbstbeschränkung von seiner Skepsis diktiert, der Skepsis, die er während seiner zwanzigjährigen Karriere nicht nur äußeren Dingen, sondern vor allem sich selbst gegenüber anwandte. „In der Überzeugung — sagt er einem Freund — daß du nicht groß, sondern klein und schwach bist, daß dir alle Hilfe fehlt, daß dir von keiner Seite Unterstützung kommt, wirst du schließlich alle Hemmnisse überwinden. Und wenn man dich darauf als groß bezeichnet, so wirst du denen, die dir das sagen, einfach ins Gesicht lachen.“

EIN KOPF IST MEHR ALS HUNDERT KEHL-
KÖPFE ODER BENEDETTO CROCE
IM SENAT

Im italienischen Senat versuchte Croce, gegen die Verträge mit dem Vatikan zu sprechen. Die Worte dieses Neohegelianers gingen im Tumult der Empörung unter.

I

Benito Mussolini war jahrzehntelang in den Reihen des Sozialismus ein Anhänger der Gewalt. Vor 1914 stritt er für die „permanente Revolution“, wie er heute für die permanente kriegerische Bereitschaft kämpft. Der Duce könnte seine Biographie mit der Selbstcharakterisierung Talleyrands beginnen: „Ich habe oft Parteien, nie die Meinung gewechselt.“ Schon vor dem Kriege schrieb Benedetto Croce „gegen die Idole oder Fetische, die als Quellen von Gut und Böse betrachtet werden“. Damals erlitt Mussolini in der sozialistischen Partei und im italienischen Senat schwere Niederlagen. In der Politik gibt es aber, vorausgesetzt, daß man nicht stirbt und Anschluß an gesellschaftliche Kräfte findet, keine endgültigen Katastrophen. Man stelle sich den dümmsten aller Staatsmänner vor, nur mit der Tugend der Unsterblichkeit begnadet —

man würde gezwungen sein, ihm ein- oder zweimal in jedem Jahrhundert die Regierung anzuvertrauen. Mussolini ist höchstwahrscheinlich mehr als ein mittelmäßiger Staatsmann; denn er hat Temperament. Und in der Demokratie, die mit der Meinung der Vielen, die keine Zeit haben, sich eine zu bilden, rechnen muß, sind die angeborene Gemütsart und das Gebärdenspiel des Politikers wichtiger als seine Ideen.

Auf der Piazza Colonna steht die ehrwürdige Fassade des Hotel Chigi. Wenn die Sonne scheint, strahlt der Platz in allen Farben vergangener päpstlicher Würde. Die eigentümliche Vornehmheit dieser Architektur belebt die Stimmung, man fühlt sich gewaschen, auch wenn man unrasiert ist. Hunderte von jungen Leuten, die bereitwillig glauben, die Blüte und der Ruhm ihres Landes zu sein, singen Lieder, deren Texte die Weltherrschaft versprechen, und schreien im Takt: *Il Duce! Il Duce! Il Duce!* Er erscheint auf dem Balkon. Die Macht ist überhaupt mit dem Balkon verbunden; denn der Führer muß immer gesehen werden, immer Verehrung empfangen, immer die Piazza begrüßen. Er hält

eine große rote Rose in der Hand, besinnt sich einen Augenblick, sagt einige Worte, entblättert dann die Blume, und rote Blätter fliegen langsam, vom Winde gewiegt, zur Erde: „Ich liebe die Schönheit und die Jugend“, spricht dazu der Duce.

Diese Jugend mit dem klaren, leeren Blick, aus dem Entschlossenheit und Frische strahlt, meint das zu haben, was sie nicht besitzt: Freiheit, Macht, Herrschaft. Ihr imponiert die Gewalt, die Diktatur, wie kleinen Kindern eine Militärkapelle. Das ist eine Welle aus der „populace“. Wenn dieses große, grausame, unvernünftige Tier marschieret, singt, kämpft oder duldet, dann braucht es Schlagworte notwendiger als Brot.

Die Masse, die stets armselig lebt, und deshalb an das Glück glauben muß, ist das Theater für Versprecher, banale aber pffiffige Wortezauberer, geistesgegenwärtige Betrüger. Sie bleibt indes Fundament der Herrschaft. Diese Basis der Gewalt muß geknetet, in eine Form gegossen, versklavt werden. Und nur Mittel können das vollbringen, die den Vielen gefallen und den Zweck gut verbergen. Machiavelli meint, daß zwölf Redner mehr

nützen als eine Armee. Die Wirkung der Reden Mussolinis, schreibt Benedetto Croce, „war erheblich. Auf ihn hörten nicht nur die Unzufriedenen, die Forderer des Generalstreiks, die Männer der Revolte und der Aktion, die sich um ihn scharten, sondern auch ... nicht wenige Intellektuelle, die bereit waren, ihm zu folgen oder wenigstens an ihm das dilettantische Interesse zu nehmen, das sie an allen Dingen nahmen.“

Der Diktator ist deshalb Diktator, weil er sich nicht faul herumtummelt, sondern als sein eigener Demagoge arbeitet, zwölf Redner und eine Armee zu ersetzen vermag.

Das Gewöhnliche Mussolinischer Rede, einfach wie eine Münze, die von Hand zu Hand wandert, beweist nicht die Banalität seines Denkens; denn er gebiert absichtlich die einfachen Worte zu einem Ziel, zu seinem Ziel, das er sah, als sich die Bewegungen der Masse verloren. Er begriff die Piazza, begriff die Unfähigkeit der Rebellion, die Macht zu erobern, um durch sie den Staat neu zu ordnen, hörte, wie die Empörung, an den Toren der Herrschaft angelangt, in dogmatischen Streit mit sich selbst geriet, in theoretische

Raserei verfiel. Mussolini sprach nicht weise, räsionierte nicht, sondern schrie mit den Irren wie ein Irrer, vergaß aber nicht den Zweck: die Herrschaft. In einem Tollhaus muß man, um Einfluß zu gewinnen, sich nicht nur toll, sondern am tollsten gebärden.

Die „populace“ hat zwar, wie jede Erscheinung, in allen Epochen gewisse Merkmale gemein, Eigenschaften, die ihr zu allen Zeiten gehören, wie der Schatten dem Körper. Sie ist aber auch ein historisches Resultat (Anfang und Endpunkt, Endpunkt und Anfang zugleich) und ändert sich deshalb. Was die Masse heute von gestern unterscheidet, dieses Wesentliche ist das Bestimmende in der Politik.

In Italien hat der Sozialismus das Leben, die allgemeine Gesinnung, die allgemeine Empfindung beherrscht; er entsprach am genauesten der nationalen Tradition. Hat nicht Rom fünfhundert Jahre lang gegen den Papst rebelliert? Hörte nicht das Kapitol in jedem Jahrhundert die gleiche Rede über die Freiheit? War der Kampf gegen Habsburg nicht die ewige Verschwörung: der Altar, an dem alle Messer des Aufstandes gewetzt wurden;

der Ort, wo sich die Hände im Schwur beinahe verrenkten? Und Mazzini? Und Garibaldi? Und selbst Cavour? Als diese vielen Sehnsüchte der Nationalität verwirklicht wurden, baute der Sozialismus den Himmel einer neuen. In Italien hat der Marxismus, schreibt Benedetto Croce, nicht nur das politische Leben beherrscht, sondern auch das ganze kulturelle Denken durchdrungen, er war die Götterspeise der Armen, das Denkobjekt des Gebildeten, das Schreibthema der Tageschriftsteller.

Eine politische Idee aber, die Massen ergreift, lebt nicht nur von Religiosität, vom Gebet; sie verlangt und braucht auch die Aktion, sie sucht Verwirklichungen. Die angebeteten Götzen müssen etwas spenden, sonst werden sie verlassen oder zerschlagen. Die verschiedenen Schulen des Sozialismus schwebten indes über Italien hin wie Wolken, die die Erde berühren, aber keinen Regen geben. Ewige Drohung für die Einen, ewige Hoffnung für die Anderen! Die fatalistische Theorie, die der einen Klasse die Herrschaft verspricht, wenn die andere sich in Krisen windet, diese bequeme Erbfolge existiert nur in Büchern

über Geschichte, nicht aber in der Geschichte selbst. Die Historie hat ihre Eigentümlichkeiten, Überraschungen, Einzigartigkeiten. Der verlassene Garten der sozialistischen Idee gebar ungewisse, noch unbekannte, noch nie gesehene Formen der Politik, und aus der Ferne erschollen immer näher Rufe und Losungen, die, ein anderes Paradies versprechend, sowohl die Menge als auch die Führung verwirrten. Aber der Geist, der die wechselnden Schichten der Städte, die Nachzügler der Parteien, die glückliche Claque ewig Begeisterter, die Hurra- und Pfui-Anhänger beflügelte, blieb derselbe. Diesen Geist der Herrschaft, diesen Willen zur Macht, in jahrelangen Mühen von unzähligen Jüngern des Sozialismus in der Seele der Dienenden entzündet; die Anstrengungen eines seltenen, stillen Heroismus; diesen Idealismus des Glaubens, in dem die Mannigfaltigkeit einer ganzen Nation sang und alle Hoffnungslosigkeit gezähmt vor dem unverletzbaren Ideale kniete; alles, was dem harten steinigen Boden der Masse Leben gab: erbte und beschlagnahmte Benito Mussolini.

II

Ein Diktator der alten Schule, einer, der von den Hügeln der Aristokratie oder der Vornehmheit herabgestiegen wäre, um nach erbten Begriffen zu zähmen und zu führen, würde ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein. Nur der Sozialismus konnte diesen Mann formen. Das ist die tiefste Tragik, die je eine von Millionen ersehnte Idee erlitt, die furchtbarste Niederlage, die je ein Gedanke erlebte. Aber schließlich steht die Realität über Gut und Böse; sie hat keinen dramatischen Sinn, ist vernünftiger als jede Vernunft, versöhnt alle alten Gegensätze, weil sie immer neue in ihrem Werden braucht, ist höchste Richter, belehrt über alle Richtungen, waltet als Gott.

„Wo Kriegskräfte zugleich allgemeine Tendenzen repräsentieren — schreibt Leopold von Ranke — kann der Ausschlag einer Schlacht über die Zukunft der Welt entscheiden.“

Und nur nach dem Treffen, nach der Entscheidung, sieht man, was „richtig“ und was „falsch“ war. Unsere ganze Klugheit kann nur eine für die Vergangenheit sein. Der Sieg

Mussolinis muß allgemeine Tendenzen repräsentieren, sonst wäre er nicht die Majestät. Ist er nicht vielleicht die einzig mögliche Form dessen, was die Bewegung des Sozialismus in Italien gebären konnte? Er ist vom Ideal der ursprünglichen Verkündung verschieden? Das Kommunistische Manifest hat Anderes prophezeit? Richtig! Ist aber die Herrschaft Stalins in Moskau oder die Nicht-herrschaft Hermann Müllers in Deutschland Marxschen Schriften näher? Die Diktatur des Rutenbündels stützt sich auf dieselben sozialen Kräfte, die Idee und Praxis des Sozialismus schon seit vier Jahrzehnten in den Gewerkschaften organisierten. Die Millionen Eingeschriebener faschistischer Syndikate mit ihren Tausenden von Angestellten, die mit magischer, wenn auch bezahlter Geduld nicht müde werden, die Arbeitsjahre in Stunden zu zerlegen, bilden die kalte Lebendigkeit des neuen Regimes. In dieser Umarmung des Faschismus mit dem Proletariat erstickte die Freiheit. Sie starb ruhig, ohne auch nur zu röcheln. Was ist aber die Freiheit? „Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für die Mitglieder einer Partei, mögen sie noch

so zahlreich sein, ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit des Andersdenkenden“, schreibt Rosa Luxemburg. Diese Freiheit wird von der ausgeführten Lehre moskowitzischen Glaubens ebenso verpönt wie von Benito Mussolini. Für Lenin war sie ein Odem aus dem Grabgewölbe der Bourgeoisie. Und ist sie nicht in allen Stuben gemeinschaftlichen Bemühens als Zeichen unabhängigen Denkens, als Makel unfruchtbarster Querulanz verpönt? Dieselben Beamten sitzen in staatlichen und proletarischen Hierarchien. Die Männer proletarischer Selbstverwaltung, Erben entfernter Rebellion, Epigonen ebenso vergangener wie weltumfassender Philosophien, sind jeder vom Zweifel geplagten Stirne noch feindlicher gesinnt als die Schreiber staatlicher Institutionen, die oft versuchen, die dürren Gärten ihres Amtes mit Freundlichkeit zu bewässern. Die Nachfolger revolutionärer Ideen, mit Schreibtisch, Dienstzimmer und Gehalt, mit der Sicherheit eines Dogmas bewaffnet, dürfen sich in Trägheit gehen lassen, wie kleine Rentner in der Provinz. Kratzt den Revolutionär, und die Gemütsart des Spießers lacht euch entgegen! Die Bürokratie des kollektiven

Menschen gebiert die Diktatur als höchste Blüte geistiger Faulheit, die dann von der Höhe ihrer Beschränktheit mitleidig auf alles herabsieht.

Die populäre Philosophie, immer optimistisch, betrachtet die „böse Vergangenheit“ als ein für allemal erloschen, ins Unendliche hinabgestiegen, ins ewige Grab versenkt. Sie zeigt beglückt auf karnevalähnliche Führer des Anhangs, die von erleuchteter Zukunft sprechen. Indes ist die wirkliche Welt kein Ritt aus dem Unglück ins Glück. In neuen Formen zuckt das Leben des Gewesenen und will wieder Gegenwart werden. Am Ende der Demokratie kann man deshalb die Sätze wiederholen, die der edle Chateaubriand am Anfang ihres Weges, nach zwei Jahrzehnten Krieg und Revolution, schrieb: „Die Mode will es heute, daß man die Freiheit mit einem homerischen Gelächter empfängt. Man betrachtet sie als einen alten, außer Gebrauch geratenen Trödelkram. Ich mache diese Mode nicht mit, gleichgültig, ob ich allein bleibe oder nicht. Ich kann Napoleon mit etwas viel Größerem bekämpfen als er ist, mit der Freiheit.“

III

Gegen ein System rebellieren, es entzaubern, Standbilder angreifen, müde Besiegte ermuntern, neuen Glauben wecken: beweist noch nicht das „Unrecht“ der angegriffenen staatlichen Form. Warum soll ein Philosoph einen Zustand, der Unerquicklichkeiten gebiert, die aber wenigstens bekannt sind, ändern wollen, um einen neuen Zustand zu erreichen, dessen Unerquicklichkeiten er noch gar nicht kennt? Warum soll er bekannte schlechte Dinge gegen noch unbekannte tauschen wollen? Benedetto Croce setzt sich dieser Gefahr aus, weil das Denken seiner Natur nach unzufrieden ist, Harmonie nur in der Bewegung unerschöpflicher Kritik und Gestaltung findet. Das Denken spiegelt Realitäten, Verhältnisse wider, hat aber trotzdem sein eigenes Leben; denn es bleibt auch dann unbestechlich, wenn sein Herr — das sündige Fleisch — nachgibt. Die Vernunft hat ihre eigene Bestechlichkeit, der sie erliegt: logische Konsequenz. Erst wühlt die geistige Rebellion, dann schreit die der Vielen, der Körper der Gewöhnlichen. Jede Veränderung wird zuerst von nur Wenigen

kapiert. Was aber die Vernunft begreift, müssen Toren, Verwilderte, halbe Tiere durchführen, die nur dann „frei“ zu sein wähnen, wenn sie ungestraft Andersdenkende erschlagen können. Aber auch der Mechanismus der Veränderung, das heißt die Kraft geistiger Empfängnis, verbunden mit kommenden materiellen Energien, wird von schwarzem Nebel eingehüllt, der das Werden mit alten Worten bedeckt, mit Begriffen, die keiner Wirklichkeit mehr entsprechen. Das politische Sein hat sich nämlich geändert, das philosophisch-politische Denken indes noch nicht.

Die fundamentale Rebellion der Weltgeschichte, der glanzumflossene Gott, das, was gestern ein großes Morgen war: der Sozialismus, hat — im Weltmaßstabe — gesiegt. Freilich, diejenigen, die triumphieren, geben es nicht zu. Wie sehr geschickte Prominente möchten sie erfolgreich, berühmt und dennoch unterdrückt sein, um nichts von ihrer Anziehungskraft zu verlieren. Er hat in allen Nuancen, Schattierungen und Formen gesiegt: vom russischen Radikalismus über die deutsch-englische Gesetzmäßigkeit bis zum italienischen Ruten-

bündel. Die moskowitzische Abart des Marxismus, à la sauce asiatique, behauptet, ähnlich wie der Bischof in Rom, allein die Kirche vertreten zu dürfen, und vergißt deshalb, daß in Europa, wie in Sowjetien, die proletarischen Organisationen immer mehr Basis jeglicher Herrschaft werden, die großen Rekrutenschulen anerkannter Politik bilden.

Jede Verwirklichung gebiert nur einen kurzen Freudenjauchzer, dann kommt die prosaische Kur der Wirklichkeit. Aber obwohl der siegreiche Sozialismus kein Versprechen mehr ist, nichts mehr mit Traumesflügeln verkünden kann, hat er der Welt deshalb nicht weniger gegeben. Er ist die Geschichte selbst geworden, wie ehemals Katholizismus, Protestantismus und Französische Revolution. Uns alle beherrscht jetzt der kollektive Mensch, und das Denken muß, um revolutionär zu bleiben, seinen eigenen schweren, heroischen, einsamen Weg beginnen. Die Opposition ist keine Sache der Partei mehr, sondern des Individuums. Nur Einzelne werden sprechen, nur Einzelne werden, ohne auf Beschlüsse der auf Weltverbesserung getauften Körperschaften Rücksicht zu nehmen, unvorein-

genommen „Nein“, „Ja“ oder „Vielleicht“ sagen.

Im italienischen Senat hat es auch nur Einer versucht: Benedetto Croce.

Das kollektive Gebrüll des kollektiven Menschen, der es nach mühevoller Besiegung des Analphabetismus bis zum Zeitunglesen gebracht hat, konnte diesen neapolitanischen Schüler Hegels nicht entsetzen. Denn seine Philosophie löst jeglichen Haß in Begreifen auf. Es ist der souveräne Gedanke, der ohne Aussicht aufs Paradies seiner Natur nach handeln muß. Croce kennt keine Periode des Verfalls, „sondern nur Auflösung, die neue Geburt ist. Es gibt kein Abreißen oder Dünnerwerden des Fadens, sondern nur Umlagerungen und Neuanknüpfungen. Es gibt kein Böses und Häßliches, sondern nur verborgene und gehemmte, oder offene und gesteigerte, harmonisch geordnete oder ihre richtige Hierarchie erst suchende Tätigkeit.“

Deshalb sucht Croce die Kraft im Individuum. Es ist die zentrale Energie, der ewige Gegenstand der Geschichte. Für diesen römischen Senator besteht der Reichtum der Welt in ihren „nachdenklichen Menschen“;

sie sind ihm „die wahre Goldreserve der Nation“.

Diese Qualität, von der Quantität stets gefährdet und nie besiegt, gewinnt, vom Strom der Zeit getragen, einen riesigen Anhang; und hell leuchten dann alle Fackeln der Reformation. Im Moment des Sieges aber wird die triumphierende Qualität verbannt, wandert allein, hört unbestimmt, von weitem ein heimliches Geläut, bis sie dann wieder Anhang gewinnt, dann wieder verbannt wird, um wieder in glühendem Verlangen — stets mit der feindlichen Welt versöhnt — die Triebkräfte der Widersprüche ewig zu suchen und vielleicht nie zu finden.

DIE „MODERNE“ UND IHR WIDER-
SACHER G. K. CHESTERTON

I

Silverio war ein Heiliger und ein Geiziger des Wortes. Er lebte vom Drang beseelt, jede Erscheinung deutlich zu erkennen; dieser Trieb allein ermöglichte ihm die Existenz. Seine Predigt war kurz. Ergebensten Anhängern pflegte er nur zwei Sätze zu sagen: Bücher und Gespräche schenken uns selten klare Ideen. — Nichts ist alltäglicher, als zweck- und inhaltslos zu lesen, zu schreiben oder miteinander zu sprechen.

Wenn Silverio in der weichen Stille seiner Zelle ohne Vorurteile, ohne Bindungen einen Gedanken verfolgte — wie man in der gelangweilten Einsamkeit eines Gartens den Flug eines Vogels betrachtet —, so klopfen Gespenster an die Türe, die zu Bildern wurden: Die kleinen Republiken der Antike mit ihrer Entschlossenheit, für die Ewigkeit zu bauen und zu herrschen; der Gottesfriede

römischer Päpste, dieser mitleidige Versuch, die Hände der Christenheit ineinanderzulegen; die Tugendbotschaft glühender Jakobiner. Aus diesen unvollendeten Tempeln gewesener Dinge schlichen sich die Ideale der Menschheit an Silverio heran.

Und jede Kreatur, die dank ihrer Erkenntnis in der Ferne Sterne sieht, die einst alle Nächte der Sterblichen beglücken werden, begegnet den Visionen dieses Heiligen. Sagt der Geplagte: „Ja, ich will“, so lachen sie alle im Chor. Sie lachen über den Mut, nach so vielen Versuchen, Anstrengungen, nach dem Fleiß ungezählter Feierstunden des höchsten Elans dennoch Ziele in der Zukunft finden zu wollen.

Das Hohelied erträumter Dinge wird aber trotzdem immer weiter gesungen werden; denn das Leben schiebt die tiefste Betrachtung, die diesen bunten, unübersehbaren Teppich des Daseins verflucht oder verlacht, beiseite. Wenn die Melancholie des Individuums sich verzweifelt von den Wundern des Tages oder der Nacht abwendet, dann ist nur der Seufzende krank — die Erde bleibt so jung wie am ersten Tag. Das Hohelied wechselt aber die Melodie, diktiert ein neues Buch der

Sprüche. Es ist nicht willkürlich, hat immer den Abglanz der stärksten Aktivität, enthält den Rhythmus der entscheidendsten, umwälzendsten Wirkungen.

Im neunzehnten Jahrhundert hieß das neue Leitmotiv dieses ewigen Requiems „Fortschritt“. In der Stille dreier Jahrhunderte wurde dieser Begriff von Philosophen, Schnorrern, Utopisten und Poeten erträumt, erzählt, prophezeit. Die Meditationen Descartes' sprachen schon von diesen Fernen. „Meine Spekulationen — schreibt er kurz nach dem Westfälischen Frieden — haben mir nämlich gezeigt, daß es möglich ist, zu Erkenntnissen zu gelangen ... die uns die Kraft und Wirkung des Feuers, des Wassers, der Luft, der Gestirne ... genau kennen lehren ...“

Die Verwirklichung dieser Ahnung ist der Inhalt dreier Jahrhunderte. Ihre Realisierung umschloß mit Riesenarmen jedes Dorf und jeden Menschen; gebar immer neue Erwartungen, bewegte die Ruder aller Boote auf dem Meer der Wünsche, zauberte Maienächte, Abendwolken, half über heftigste Krisen und Bedrängnisse hinweg, bildet heute noch den Enthusiasmus für die Technik, der

alle Klassen und Nationen vereinigt. „Der große Unternehmer — schreibt Carl Schmitt — hat kein anderes Ideal als Lenin, nämlich eine elektrifizierte Erde. Beide streiten eigentlich nur um die richtige Methode der Elektrifizierung. Amerikanische Finanzleute und russische Bolschewisten finden sich zusammen im Kampfe für das ökonomische Denken ...“

Vor diesem neuen Gott — der Schienen baut, Staatsgrenzen ändert, Milch in Büchsen konserviert —, sich nicht zu beugen; empört oder gleichgültig gegen ihn zu polemisieren; zeigen, wie seine Erzeugnisse die Kreatur im Schatten gleichmäßig sich bewegender Räder vernichten; über die Einbildung lachen, diese Menschheit hätte eine nie vorher erreichte Stufe erstiegen — gilt als utopische Rebellion, als Maschinenstürmerei. Das Individuum dieser Verneinung ist aus der Art geschlagen, lebt als paradoxe Kreatur.

II

Im bequemen Fauteuil des „Fortschritts“, des „Erreichten“, der „Moderne“ geht den Intellektuellen die Puste aus; die Begabtesten

unter ihnen finden nur noch schwer Argumente. Deshalb wird der klügste Verteidiger aller noch nicht geborenen Kinder, das heißt der Zukunft — Bernhard Shaw — zum Spaßmacher. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als alle witzigen Möglichkeiten aus dem abgegrenzten Raum des „Fortschritts“ zu sammeln. „Er gönnt seiner Meinung — schreibt Chesterton — niemals einen Feiertag, er ist niemals verantwortungslos, nicht einmal für einen Augenblick.“ Chesterton indes proklamiert sich als „unbeständig“, schreibt in tragischer Ergriffenheit, daß man nicht dreihundert Jahre lang ernst bleiben könne; im ewigen Tempel müsse es Frivolität geben; man solle sich in Zion wohlfühlen, wolle man nicht nur einen vorübergehenden Besuch dort abstaten.

Ersieht in Shaw, in seinen „Stücken für Puritaner“, den Sieg der rationalen, buchmäßigen Lebensführung, den Triumph der Berufsidee, den kategorischen Imperativ der „Tüchtigkeit“. Aus der stillen Mönchszelle mittelalterlichen Glaubens ist die religiöse Askese entflohen, um eine geschäftliche zu werden, um die ökonomische Welt umzubauen; aus der Passion, die alle Schranken überwinden kann-

te, aus der Frömmigkeit, die das Individuum mit dem Ideal seiner Sehnsucht verband — die natürliche Leere der Kreatur bedeckend —, wurde das Erwerbsleben des Ehrgeizigen, des Fachmannes.

Die Geschichte hat aus einem Affekt einen anderen gemacht.

Der Fachmann ist immer verpflichtet, sein „Bestes“ herzugeben, dieses Beste ist aber nicht das Beste, das Zweit- und Drittbeste ist viel mehr. Losgelöst von den Fesseln des Ehrgeizes, des Erwerbsturniers, beginnt erst der Mensch, — dieses lebendige Chaos. In seinen Lächerlichkeiten, seinen Schundromanen, seiner Romantik, seinem Widerspruch, seinem Geschmack und seinem Kitsch entfaltet er sein ganzes Leben. Im Urwald dieser Banalität zu wohnen, im Vollmond diese Narrheiten zu betrachten, die wie phantastische Baumkronen ineinander verschlungen sind, gelingt Chesterton. Deshalb hat er keine Angst, derselben Meinung wie seine Köchin oder sein Nachbar zu sein. Was kümmert es ihn, daß seine Sprüche und Widersprüche schon vor hundert Jahren nur für Großmütter gepaßt hätten? Er kann mit Keulen antworten: Was

habt ihr denn gemacht, ihr Gaffer in die Zukunft? Ihr habt den Genuß des Paradieses versprochen; eure Baumwolle sollte lauter Feiertagskleider schenken, das neue Jerusalem ein Quell unendlichen Lebens sein. Bis auf weiteres aber habt ihr den armen Mann aus dem alten gastlichen Haus mit der kurzen Erklärung hinausgejagt, der ungeschützte Platz im Regen liege in der Gasse des Fortschritts. Ihr sprecht vom Eigentum und vernichtet es. Rothschild und Rockefeller sind die größten Feinde des Besitzes, „weil sie Feinde ihrer eigenen Beschränkungen sind. Sie wollen nicht nur das eigene Land, sondern auch das anderer Leute.“ Ihr schenkt lauter „Reformen“, die euch nichts kosten, und erwartet den Klang dankbarer Lieder. Ihr schenkt zum Beispiel die „Freie Liebe“, aber die Voraussetzung dazu ist freie Zeit. Ein Briefträger hat nicht einmal Zeit, seine Frau zu lieben.

Das was aus der Vergangenheit des Mittelalters übrig blieb: das Heim, ist die einzige Oase der Freiheit in dieser Welt des Zwanges und der Regel. Hier darf der kleine Mann seinen auf Raten gekauften Teppich an die

Decke hängen, hier ist der tollste Ort seiner Launen, seiner Narrheit.

Die Narrheit hat die Buntheit umherirrender Masken auf einem Karnevalsfest. Chesterton ist ein ernster Denker und spielt deshalb mit ihr: aus Lust und Liebe zu den Formen des Seins. Er verteidigt viele mißachtete Dinge, besteht nicht darauf, eine eigene Meinung zu haben, und hat sie zumeist deshalb. Aus keiner menschlichen Handlung kann man die Narrheit ausschließen; sie ist nichts anderes als die Originalität eines jeden Individuums, das, was es von allen anderen unterscheidet.

Chesterton, der alle Bestrebungen des menschlichen Durcheinanders im Zwielficht der Vergangenheit sieht, will sich nicht mit den Troubadouren radikaler „Neuerungen“ einlassen; denn all ihre Kritik und Losungen münden in die Bahn des von ihm verachteten „Fortschritts“, der beinahe an allem schuld ist. Der rein „Konservative“ und der rein „Fortschrittliche“ — polemisiert er gegen Bernhard Shaw — sind zwei Gestalten, die von jeder anderen intellektuellen Gemeinschaft der Geschichte mit Gelächter überschüttet worden wären.

Haben ihm nicht vielleicht die Bibliotheken,

in denen er Erklärungen für alles Geschehene sucht, den Nerv für jede positive Lösung getötet? Verliert er sich nicht, wenn er eine Erscheinung definieren will, in lauter Vorbemerkungen? Träumt er nicht wie Bernhard Shaw, nur mit anderem Vorzeichen? Konstruiert er nicht aus lauter richtig gesehenen einzelnen Tatsachen eine willkürliche Welt, in der er sich wohlfühlt? Vielleicht! Er wirkt aber als Pol vorurteilsloser Verneinung und hat keine Angst, in der nächsten Woche Ministerpräsident des englischen Weltvereins zu werden. Sonst wandert jeder Schriftsteller mit einem positiven Programm in der Tasche. — Wer weiß, was morgen passiert, ob man nicht morgen wird die „Verantwortung“ übernehmen müssen! Dieses allgemein Positive wirkt indes sehr negativ; denn nichts wird mehr gefürchtet als unverantwortliche Exzentrik. Das Rationale, Ökonomische hat die Schriftsteller zu feindlichen Kompagnien zusammengeschlossen; als Franktireure schießen nur noch Chesterton auf der einen, Bernhard Shaw auf der anderen Seite. Chesterton verliert sich anarchisch im Blumenschmuck verlorener Dinge, zündet gewesene Gestirne wieder an und be-

leuchtet mit ihnen Flächen, die vergessen waren.

III

Dem negativen Menschen genügt nicht die Verneinung. Er haßt etwas, lehnt etwas ab; sonst würde er nicht „Nein“ sagen. Jedes „Nein“ aber setzt eine Sehnsucht, ein „Ja“ voraus. Chesterton findet dieses Ja in weiter Ferne, im dreizehnten Jahrhundert.

Die Stadtrepubliken des Mittelalters; die Liebe ihrer Bewohner zum Lokalen, gepaart mit der Sehnsucht nach dem Universellen; der Weihrauchduft ritueller Sakramente; die priesterliche Disziplin, die Andacht und die Kontemplation; das Mitleid mit dem verlorenen und sich selbst suchenden Menschen; die Ehrfurcht vor der idealisierten Armut der Bettelmönche; die Resignation und Gelassenheit des Einzellebens; die Barmherzigkeit Franziskus von Assisi, die alle Gletscher des Egoismus zum Schmelzen bringen wollte; die Arbeit dieser kriegerischen Epoche, die trotz aller inneren und äußeren Kämpfe Philosophen, Parlamente, Universitäten, Kirchen,

Gesetze schuf — der Hauch dieser entfernten Wirklichkeiten ist es, der Chesterton die Gegenwart vergoldet.

Tränen um eine verlorene Welt sind auch Rebellion, wie die Seufzer nach einer neuen. Diese Empörung für die Vergangenheit ist nicht bestimmter, klarer, eindeutiger als die für die Zukunft; denn alles Gewesene ist eingehüllt in Kinder- und Gelehrtenräume. Unser Wissen vom Vergangenen ist nur ein Text für Kommentatoren. Die Geschichte ist ein Buch, dessen Seiten von vielen Generationen so oft bekritzelt wurden, daß man selbst mit schärfster Lupe nur einen Teil entziffern kann. Verstehen wir überhaupt die Wahrheitssymbole vergangener Zeiten, begreifen wir ihre Terminologie, ihre Sprache? Doziert der moderne Philosoph über Materie, Energie, Bewegung, Atom und Molekül, so scheint er ebensoviel zu wissen und weiß ebensowenig wie Paracelsus und seine Schüler, als sie vom Makrokosmos, Mikrokosmos, Astrum und von der Quintessenz sprachen. Was wir vom Vergangenen bestimmt wissen, ist nur, daß zu jeder Zeit der Mensch, der zu viel über sich selbst nachdenkt, das Gefühl Pascals haben

muß: auf der Welt zu sein wie im ersten Moment nach dem Erwachen, auf einer unbewohnten Sandinsel mitten im Ozean.

Und trotzdem ist das Sehnen Chestertons nach dem dreizehnten Jahrhundert kein leeres Hirngespinnst. Es ist die Rebellion gegen die Gefahr einer technischen, mechanisierten Versteinerung, eine Ahnung der Vergangenheit, die sich gegen die Riesenräder der Gegenwart erhebt. Es sind Fanfaren einer Renaissance, deren Formen sich langsam bilden. Sie ist nicht unmöglich. Die Wiedergeburt alter Gedanken und Ideale ist eine Sache, die mit Reaktion im politischen Sinne nichts zu tun hat. Die Jakobiner behaupteten, Sparta nachzuahmen, und Napoleon glaubte, Karl der Große zu sein. Die Wiedergeburt hat oft die Nächte der Gegenwart erleuchtet. Wäre dieses Streben keiner Notwendigkeit entsprungen, dann könnte sie nicht Menschen begeistern. Chesterton ist kein Ding an sich, kein Atom, er braucht den Verleger, die Leser, die Setzer, den Schneider, den Bäcker, den Schuster. Er spricht vielleicht geheime Wünsche all dieser Individuen aus, wenn er an der Moderne verzweifelt.

PANAIT ISTRATI oder DIE ROMANTIK
UM BYZANZ

I

Geschichte vermengt sich mit Geschichten. Die Liebe zur Lüge, der Drang nach dem Absurden, Ungereimten, Albernem erweitert das Leben; denn das Unmögliche ist das einzig Wunderbare der Existenz. In den unendlichen Galerien des menschlichen Geistes, in den Bibliotheken, wo die Bücher nebeneinander stehen wie die Totenschädel im Labyrinth der Katakomben, haben diejenigen Bände das zäheste Leben, in denen Träume eine Welt aufbauen, Schlösser, Landschaften und Frauen vom Netz der Phantasie bedeckt werden. Der Griechen Odyssee und der Mohammedaner Tausendundeine Nacht erzählen von ganz unvernünftigen Stunden, toll von Schein, Schimmer und Gefahren; auch wenn die nachbarlichen Volumen der Philosophen in dieser verzauberten Unrast nur den ewigen Fluch erblicken, der den Menschen quält, ihn

nicht mit seinem Platz zufrieden sein läßt, ihn selbst dann auf die Suche nach der Zukunft treibt, wenn er verliebt vom Vergangenen spricht.

Dieses Gewesene entsteht aus der Erde, ist in ihr eingefurcht wie die Sprache, die immer bäuerlichen Ursprungs ist, aus dem Getreide wie Vogelgezwitscher klingt.

Die Natur vermengt sich mit Geschichte, gibt ihr alle Farben, läßt in den Ereignissen die Flüsse rauschen, breitet vor den Füßen der Handelnden den warmen Boden orientalischer Landschaften aus, läßt die Sultane, Janitscharen und Wasserträger die wollüstigen Spiele heißer Sommernächte und den fröhlich leuchtenden Tag empfinden, webt über den Bosphorus, das Ägäische Meer, das Balkengebirge, bis über die traurigen Niederungen der Walachei den Himmel von Byzanz. Die Greise lieben auch hier nicht den Spiegel; denn er zeigt ihnen das Gesicht wie es ist und nicht wie es war. Wenn sie aber erzählen, ist es manchmal, als ob sie einen magischen Spiegel in der Hand hielten, der alles, was die Zeit entführt hat, was die flüchtigen Jahre vernichtet oder nur verändert haben, wieder her-

vorzauberte. Sie erzählen vom Byzanz des Halbmonds, von der Konstantinopler Herrschaft gewesener Sultane, deren Macht die aller Könige der Christenheit überstrahlte. Vom Bosphorus aus waltete das Schicksal. Die aufeinanderfolgenden Despoten hatten im Bewußtsein der Menge kein sich voneinander unterscheidendes Gesicht. Die Macht wirkte unpersönlich, wunderbar, wie ein heißer Wüstenwind, der, den Sinn benebelnd, Opfer hinterläßt, wesenlos, formlos, grenzenlos. Im weißen, marmornen Schloß, das seinen Schatten über das Meer wirft, wie die Palme ihren auf den Sand, thront auf einem Berg farbiger Kissen, das ganze Reich übersehend, immer derselbe Sultan, „dann aber geht er in die Regierungshalle, und die Truppen und der Wesir treten ein, und der Hof füllt sich, der Herrscher setzt ein und setzt ab, erläßt Verbote und Befehle, bis der Tag zur Neige geht“. Die Macht dieses Waltens erschien noch ungeschwächt, als sie schon leer von Blut war und sich unerklärlich, stumm wie sie entstanden war, wieder verlor. Die Erinnerung lebte als Tradition, aus ihr wurde ein orientalischer Garten mit Wünschen, Liedern unter

Tränen, Königssöhnen, verliebten Gefangenen, sehr vielen Schwalben, einigen Papageien und von Blumen gänzlich bedeckten Teichen. Die Seufzer galten der sträflich bestraften Unschuld, das Mitleid der entführten Schönen und die Liebe dem befreienden Helden. Die Moralität der Unterdrückten dichtete Legenden gegen alle Lust, die der Arme nicht kaufen kann; und Märchen erzählten Wunderdinge von der kostspieligen Vielweiberei und der vaterländischen Verwaltungskorruption.

Im Traum sieht der Besitzlose die Pracht der Üppigkeit und denkt, wie gut auch er riechen könnte, wenn die Salben des Herrn Gemeingut wären. Denn alle haben dieselbe Sehnsucht, nur nicht dieselbe Macht; die Erde des Orients hat allen von der Sonne Gebräunten dieselbe Begierde eingeflößt. Der Dienende hat noch dazu eine Rente seiner Armut: den Trost, auf Gerechtigkeit pochen zu können.

„Nur einmal — läßt Panaït Istrati einen Räuberhauptmann im Palast des Wesirs donnern — lebt der Mensch auf Erden! Und die Erde ist unser, für uns hat sie Gottvater erschaffen! Für uns den Strahl der Sonne, den

Saft der Rebe und das Fleisch des Hammels! Für uns die Kiefernwälder! Für uns die Hirtinnen mit den vom Wind gestählten Brüsten! Aber wehe dem, der mehr nimmt, als er mit den beiden Reihen seiner Zähne beißen kann! Dann wird Gott die Pest in eure Paläste schicken, die Gefangenen aus allen Festungen befreien und die prächtigen Städte verbrennen.“

Der drohende, als Mönch des heiligen Berges Athos verkleidete Bandit, der in dieser Erzählung von Schloß zu Schloß eilt, um zu rächen, zündet den Palast eines Paschas an. Unabhängig, als Reichsfürsten, walteten die Edlen der Türkei, häuften Piaster auf Piaster, hinterließen in Damaskus, Rumelien, in der Walachei oder in Serbien märchenhafte Vermögen, Schätze, die selbst ihren Besitzern traumhaft erschienen, handelten mit Öl in Mazedonien, mit Schafen in Bulgarien, mit Korn in der Moldau, ernährten Tausende von Beamte, trotzten den Sultanen, sammelten Banden von wilden Krdschalis, die Länder durchstreiften und Städte belagerten. Der Sultan nahm, wie seine oströmischen Vorgänger in Byzanz, ganze Fremdvölker in Sold, um sich

der eigenen Granden zu erwehren; die eroberten Gebiete ließ er oft durch in Stambul erzogene Christen regieren, die zwar an einen anderen Gott im Himmel, aber an denselben Gott des Fleisches glaubten.

II

Wie der Boden den Regen aufsaugt, so schluckten die kleinen Städte des eroberten Balkans die fremden Elemente. Die zugereisten Levantiner konnten das Wesen vorgefundener Verhältnisse nicht ändern; sie erweiterten' aber das Bild des Lebens, und bunte Netze des Geschicks hielten das Völkergemisch zusammen. Die Handels- und Hafenplätze hörten die Laute verschiedener Sprachen, als ob die Maurer des babylonischen Turmes in Streit geraten wären. Dieser fremde Reiz, der zum einheimischen wurde, verlor sich mit der Zeit; von der großen Überschwemmung blieben nur Pfützen übrig. Die frischen Kräfte nationaler Umwälzung assimilierten die reichen Fremden und trieben nur ihren Troß in ghettoähnliche, kleine, dunkle, ungepflasterte Hafenstädte, die immer neuen Zuzug erhiel-

ten. Denn die Armen sammeln — wenn ihnen die trügerische Ferne Erlösung vorspiegelt — auf neuen Plätzen die alte Not.

Aus diesem bunten Gemisch der Armut; aus der Vielfältigkeit aller Leidenschaften, die den Himmel suchen und den Straßenschmutz finden; aus den verschiedenen Rassen, die die Strömungen der Geschichte hinterherspülen; aus der Vielfarbigkeit der Lumpen, die Bettler bedecken; aus diesem Rhythmus der Menschen und Dinge, die sich gegen Abend in eine einzige grauarmelige Masse verlieren: spricht der Dichter Panaït Istrati, der, das wollüstige Durcheinander in der Galerie seiner Ahnen beschreibend, sagt: „In der Familie meiner Mutter waren auf den romanischen Stamm drei Rassen aufgepropft: die türkische, die russische und die griechische, entsprechend den Nationen, die jeweilig das Land beherrscht hatten.“

Keine Statistik ist imstande, diese Umarmungen der Vergangenheit festzustellen, das Spiel der Natur zu bestimmen; nur ein Künstler kann sie, ihm selbst unbekannt wie, ausdrücken. Seine Blätter sind dann ein Schall aus vergangenen Tagen, die niemand mehr

kennt, aus Stunden, die in den Schoß der Unendlichkeit fielen, ein Echo aus der Gegenwart der Hütten, Straßenkneipen und Hafenkais. Darin besteht die tiefere Bedeutung Panait Istratis. Er hat aus dem Urwald des Unbekannten erzählt, deshalb das allgemein Menschliche bereichert. Wie die alten Schreiber in Bagdad, Smyrna und Konstantinopel am Straßenrand, in der Nähe der Moschee oder vor dem Basar, über ihre Kinderpulte gebeugt, für wenige Paras den Vorübergehenden Briefe aufsetzten, Liebeskummer und Freudenbotschaft weitergaben, so erzählt Panait Istrati der erstaunten europäischen Welt von den Sorgen seiner kleinen Leute. Er schreibt Märchen, in jede Geschichte andere hineinwebend, die eine bunte Existenz zeigen, obwohl sie in Armut verlaufen. Denn der unausrottbare Optimismus tröstet geduldig die leichtgläubige Kreatur, wie der Himmel immer wieder mit demselben Lächeln am Morgen das Meer begrüßt.

Es gibt zwei Arten des Schreibens: Entweder ruhig, geduldig in Bibliotheken ergrauen, Bücher aus Regalen nehmen, sie wie goldhaltiges Gestein auf ein Sieb tun und so lange

schütteln, bis der feine glitzernde Staub hindurchgeht und der eigene Band fertig ist, den der nächste auf sein Sieb legen wird — oder auf allen Straßen wandeln, sich in das Gedränge der Jahrmärkte mischen, um dem Nachbarn zwar nicht die Brieftasche, aber sein Gesicht und seine Gefühle zum Weitererzählen zu stibitzen. Der zweite Weg ist der Panait Istratis und die Straße seine erste Heimat.

Hier hat die Armut nicht nur den grauen Schein, den sie dem außenstehenden Betrachter zeigt. Wie in einem Atom vibriert auch in ihr die ganze Welt. Die Straße ist die Freiheit des Knaben, er sucht sie zu erobern, kämpft um sie, ist grausam, tückisch, beinahe nackt, hungrig, stiehlt Brot und Äpfel, faulenz in der Sonne, prügelt und wird verprügelt. Hier bekommt die Empfindung ein Gedächtnis, hier lernen die Armen das Leben, wie die Kinder der Reichen das Abc aus der Fibel. Die schmutzigen kleinen Häuser, deren Gärten durch niedrige Holzlatten voneinander getrennt sind, haben keine Geheimnisse; jeder mann kann den Nachbarn kontrollieren, und man ist in dieser Gegend sehr neugierig und

nicht sehr freundlich: ganze Häuser schreien und beobachten sich zugleich — Worte und Unrat ergießen sich in die Straßen wie in einen offenen Kanal. In die Enge dieses Daseins kommt wie das Fieber auch die Lust der Liebe, gleich dem Geruch einer noch unbekannteren Frucht; sie hat so wenig Platonisches an sich wie der Wein, wenn man durstig ist, und zündet doch alle Kerzen der Romantik an.

III

Der Orient lädt zur Reise ein. Und wenn Kapitäne, die nie einem Matrosen befohlen, nie ein Schiff gehabt haben, in Hafenkneipen von ihren untergegangenen Schätzen erzählen, weite Wege, Abende des Glücks erträumen, dann vergißt der Knabe, der den Wein heranschleppt, vom Morgen bis tief in die Nacht hinein bedient, die Angst vor der dicken Pfote des Wirtes und hat Sehnsucht nach Damaskus, Konstantinopel oder Smyrna. Sein Herz bricht vor Verzweiflung, er muß dorthin. Die Freiheit kann er indes leichter als das Reise-geld stehlen. Aber gibt es eine größere Sicher-

heit, einen größeren Reichtum, als, losgelöst von allen Verhältnissen, die sonst Menschen binden, am Ufer zu sitzen? Das Meer ist so ruhig, als ob es keins wäre, man schwebt wie erlöst vom Vergänglichen, und alles außer dem Entschluß erscheint kinderleicht! Der Einheimische kann alle Häfen, Täler und Flüsse des Orients sehen, wenn er stumm und taub in der Menge verschwindet, „dann kannst du überall Eingang finden, die verschlossenen Türen lassen sich nicht mit Gewalt öffnen“. Der Jüngling ist im Gedränge und läßt sich tragen, Hunderte von Auswanderern warten auf ein Schiff, er wartet mit — und fährt auch mit! Als die Stadt schon längst verschwunden ist, niemand mehr sieht, wie sie im Schoß der Küste ruht, wird der Dieb, der nichts außer seinem Platz auf dem Dampfer gestohlen hat, entdeckt und im nächsten Hafen ans Land gesetzt. Dieser Hafen ist das ersehnte Ziel, und Panaït Istrati ist in Neapel.

Wie wird es weiter gehen?

Als der Kalif Ibn Il Chaab am Goldenen Horn spazierenging, eine Zigarette drehte und kein Feuer hatte, bemerkte er am anderen Ufer einen Mann, der ruhig auf einer

Bank saß und unbeweglich ins Wasser starrte. Scherzend rief der Kalif hinüber, ob er ihm nicht ein wenig Feuer geben wolle — da nahm der Mann seine Hand aus der Tasche und reichte ihm über den Fluß hinweg eine glimmende Lunte. Dieser freundliche Herr war der Teufel, der oft sehr gefällig ist.

Solche Wunder geschehen nur im Morgenland. Der Fatalismus ist eine hohe Form des Geistes und kann sich deshalb mit der Vernunft allein nicht begnügen; denn die Hülle jeder Erscheinung ist leicht zu erklären, der Kern indes bleibt ein Wunder, wie das Licht, das Leben und der Tod. Doch in Neapel hört schon der Orient für den Orientalen auf — für den Westländer beginnt er hier. Je mehr Nachtsyle, desto schwerer wird das Leben des Nichtstuers, das Recht auf Faulheit ist verpönt. Die Konkurrenz der Bettler ist so groß, daß Panaït Istrati sich wieder nach dem Himmel von Byzanz sehnt.

Diese Atmosphäre der Vergangenheit, diese Ruhe der Landschaft wird nur von der Neugierde des Individuums durchbrochen, das sein Antlitz erhebt und den Traum des Morgenlandes stört. Die von Märchen beinahe

krankte Seele will Bilder eines anderen Lebens sehen: Bettler fahren hinaus in die Welt, Jünglinge aus diesem Völkergemisch, träumende Vagabunden. Wenige erreichen ihr Ziel, viele kommen zurück, und einer von ihnen erzählt von den Gassen und Völkern des Orients.

HANS DELBRÜCK oder DER SIEG DES
WELTHISTORIKERS
ÜBER DEN FACHMANN

Wie der Astronom, wenn er die Bewegungen entfernter Körper berechnen will, nicht zum Mars fliegen kann, sondern ruhig inmitten seiner Ferngläser bleiben muß, so kann auch der Geschichtsforscher weder die Schlacht bei Marathon, noch die Ermordung Cäsars sehen. Er vermag nur objektive Zusammenhänge zu rekonstruieren. Je mehr Gründe er berücksichtigt, je kritischer er untersucht, um so genauer wird er die Grundverhältnisse der Wirklichkeit nachzeichnen können. Dieser arme Mann prüft eine Tatsache nach der anderen, freut sich über neu entdeckte Texte, durchstöbert vergessene Aktensammlungen und stellt dann verzweifelt fest, daß jede Erscheinung einen unerklärbaren Rest in sich schließt, der vielleicht der Kern der Dinge ist. Die Angst schüttelt ihn. Ist dieser Rest nicht das Wichtigste? Enthält er nicht die Wahrheit?

Würde nicht er die Probleme lösen? Alles Forschen ist das Suchen nach diesem Rest. Für den Theologen Jansenius, der im siebzehnten Jahrhundert die glänzende Schule von Port-Royal beseelte, war das Ringen um diesen Rest des Christen erste Pflicht. Zehnmal hatte er schon den heiligen Augustin gelesen, Tag und Nacht verfolgte ihn kein anderer Gedanke. Wenn Jansenius im Garten der Klosterschule spazieren ging, plagte ihn die Unruhe weiter. Seufzend streckte der Unglückliche die Hände gegen den Himmel, und ergriffene Schüler vernahmen seinen verzweifelten Ruf: O Wahrheit! O Wahrheit! Einige Wahrheiten besaß er schon: Die Schrift, die Barmherzigkeit, die Demut, die Ergebenheit — aber der Rest, der Rest, der den Kreis schließen sollte, um die Erkenntnis vollkommen zu gestalten, entschwand wie ein Spukgebilde im letzten Augenblick.

In solchen Momenten glaubt der geplagte Historiker an die Vorsehung, die die Dinge meistert, führt, die Körper nicht nur erschafft, sondern auch bewegt. Was ihn persönlich am innigsten ergreift, projiziert er in die Außenwelt. Mit der Lampe seines Schreibtisches

möchte er den Globus beleuchten. Der weit entfernte Gott wird so — wie ihn Sainte-Beuve nennt — eine Illusion der Perspektive. Die Vorsehung heilt die Wunden der denkenden Verzweiflung, die den geplagten Forscher vor den Rätseln der Geschichte martert. Sie soll auch den Widersprüchen in der Reihenfolge ihrer objektiven Zusammenhänge einen Sinn geben. Gott ist der Geist, und deshalb ist auch die Geschichte die Ausstrahlung seiner Gedanken. Leopold von Ranke kniet nach einer fünfzigjährigen Arbeit, nachdem er die Lebensgefühle der sich bekämpfenden und sich bedingenden Epochen wie kein Zweiter nachempfunden hat, im vierundfünfzigsten Band seiner Werke vor Gott: „Allgewaltiger, Einer und Dreifaltiger, Du hast mich aus dem Nichts gerufen, hier liege ich vor Deines Thrones Stufen!“

Dieser Gott, der ihn bewegte, soll auch die Historie führen. Staaten, Entwicklungsstadien, umwälzende Begebenheiten sind für Ranke „... originelle Schöpfungen des Menschengestes — man darf sagen Gedanken Gottes“.

Die Vorsehung, die diese moralischen Ener-

gien gebiert, bindet, löst, bedient sich des Historikers als ihres Interpreten und spielt eigenartig mit ihren abstrakten Gesetzen. Sie muß doch überall sein, sonst ist sie nirgends. Sie ist auf dem Balkon, von dem aus die Majestät das Morden der Bartholomäusnacht betrachtet und in den Stuben der Geopferten; sie wohnt im Lager Cäsars und begleitet Konstantin, als er das Kreuz am Himmel sieht; sie ist im Generalstabsgepäck Ludendorffs und Fochs. Sie handelt wie ein Bestochener; denn sie nimmt das Trinkgeld des Gebets von beiden Seiten an, liebt das Tedeum und entscheidet sich doch nur für die eine Partei. Oder soll man sie von kleinen Dingen ausschalten, um sie nur im Großen walten zu lassen? Sie soll nicht die Zufälligkeiten der Schlacht, nicht das Glück des Tages bewirken, nicht in jeder Gulaschkanone stecken, sondern nur alle fünfhundert Jahre majestätisch erklären: Was bis jetzt geschah, wollte Ich so; denn ihr Menschen seid alle Gelichter und führt ein Fastnachtsspiel auf. Oder soll die Vorsehung nur ein System der Ausreden für den Historiker sein, der sich im Eifer seines Berufs die Welt nur deshalb er-

schaffen denkt, damit er etwas zu erklären hat?

Wenn der Geschichtsforscher Gesetze sucht, um zu Endresultaten zu gelangen, um mit gutem Gewissen nach fünfhundert Seiten „Finis“ schreiben zu können, dann findet er zu meist alles bewirkende Ursachen. Er läßt, von der Stärke seiner Orthodoxie verführt, alles Flatternde, Schwankende, Unbestimmte, Unvorhergesehene außer acht. Wenn man aber hundert Menschen, die an denselben Gott glauben, die gleichen Bücher lesen, die gleiche Landschaft sehen, unter denselben geographischen, klimatischen und ökonomischen Bedingungen aufwachsen läßt, so werden sie doch nicht gleich — einer unter ihnen wird alle anderen übertreffen. Warum sollen in der Geschichte, die doch auch aus Menschen besteht, die Resultate desselben Milieus, der gleichen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht auch verschieden sein? Warum sollen gerade in der Historie gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorrufen? Die Akten und Archive, die ein Mensch hinterläßt, der Mappeninhalt, der ihn vollkommen zu zeichnen wähnt, sind nur seine Spuren auf Papier,

nicht wichtiger, nicht charakteristischer als die seiner Füße auf nassem Boden. Die Sekunden, die einen Menschen bilden, sind so unbeschreibbar wie die ununterbrochenen leisen Schwankungen des Ein- und Ausatmens. Der wirkliche Mensch ist der, den man nie sieht, die wirkliche Geschichte die, die niemand imstande ist nachzuerzählen.

So vermag dieser Gedanke die Historie aufzuheben. Der Schreiber kann sich dann vor lauter Abgründen des Zweifels nicht mehr bewegen. Die Haare stehen ihm zu Berge; durch das Glas seines Fensters dringt das trübe Licht einer Ewigkeit des Nichts; eisig durchschauert es ihn. Die Erkenntnis hat ihm einen Faustschlag ins Auge versetzt; die Sterne, die ihm das Zucken verletzter Nerven vorgaukelt, verwechselt er nun mit denen des Himmels.

Die Voraussetzung der Skepsis selbst, die ja nur ein Element des Denkens bildet, ist aber positiv. Es gibt ebenso viele Dummköpfe des Zweifels wie des Glaubens. Die Skepsis plagt den Menschen, löst aber nicht die Außenwelt in Nichts auf. Sie diszipliniert im Gehirn die Advokaten der absoluten Negation, wird zur

Kritik. Sie hilft! Sie wird bei einem gewaltigen Individuum ergebnisreich. So war es bei Leopold von Ranke. Er nimmt alles Flatternde, Schwankende, Unvorhergesehene auf den Weg seines Denkens mit, erkennt es an. Deshalb leitet er nicht aus den geographischen oder wirtschaftlichen Verhältnissen allein, aus allgemeinen Kausalzusammenhängen, aus wenigen rationalistischen Axiomen den Zustand der Welt ab. Dieser toleranteste aller Historiker, dieser Dichter gewesener Lebendigkeiten sucht die Einzigartigkeiten, die Einmaligkeit der Dinge und Tendenzen, forscht immer nach der Fülle jeder Erscheinung, und wenn er mit der Vorsehung operiert, so nicht als eines Systems der Ausflüchte, vielmehr um nichts auszuschließen. Die geschichtliche Welt wird für ihn immer reicher, jeder neue sichtbare Grund wird die Eingangstür zu neuen Möglichkeiten. Und die Vergangenheit ist ihm ein Meer voller unentdeckter Inseln. Von jeder Fahrt bringt er Schätze mit. Da er nicht mehr nur abstrahiert oder aus Begriffen Dinge hervorzaubert, dennoch aber Begriffe, Abstraktionen, Ideen nicht zu leugnen vermag, vielmehr in sie verliebt ist, so konstruiert

Ranke aus Zuständen und Ideen die Einheit des Lebendigen. In mutiger Formulierung schreibt er: „Das Real-Geistige, welches in ungeahnter Originalität Dir plötzlich vor Augen steht, läßt sich von keinem höheren Prinzip ableiten.“ Der Historiker hat aber trotzdem die Schwäche vieler Romanschriftsteller, zum Schluß „kriegen sie sich“: das Ideelle und das Materielle. Das Geistige existiert, weil sich keine Macht durch Gewalt allein halten kann, wie ja Gewalttätigkeit noch lange kein Zeichen von Stärke zu sein braucht. Das Real-Geistige Rankes hat den Schwung seiner eigenen Seele: „Die großen Gewalten — meint er — treiben sich durch ihre eigenen Impulse so weit fort, bis sie Widerstand finden ... Macht, die einmal bedrängt, muß immerfort wachsen, weil sie die ihr entgegenstehenden Feindseligkeiten nicht ermessen kann.“

Diese historischen Begriffe waren bei Ranke nicht Ausgangspunkt, sondern Endresultat der Untersuchung. Er belehrte nicht die Ereignisse, verfiel nicht dem spekulativen Fieber der Historiker, sondern zeichnete die Elemente aller Entscheidungen — aber nicht als

beamteter Statistiker — mechanisch auf: „Unmöglich — schreibt er — wäre es, unter all den Kämpfen der Macht und der Ideen ... keine Meinung darüber zu haben, dabei aber kann doch das Wesen der Unparteilichkeit bewahrt bleiben; denn diese besteht nur darin, daß man die agierenden Mächte in ihrer Stellung anerkennt und die einer jeden eigentümlichen Beziehungen würdigt.“ In diesem Geist hat er untersucht, stets getrachtet, die Zusammenhänge des Wirklichen zu erfassen, aus der Weltgeschichte das ruhige Weltbild seines Denkens und Fühlens geschöpft.

Wie für jeden Menschen einer originellen Empfindung und Erkenntnis, sollte auch für Ranke die Anhängerei begeisterter Epigonen, die „Schule“, zum Fluch werden. Der Anhänger ist eine Karikatur des Meisters, eitler Wiederkäufer, ein über Bücher gebeugter unduldsamer Enthusiast, ein mit geborgten Sätzen gefüllter Kopf. Er ist der bellende Wachhund eines reichen Hauses und macht viel mehr Lärm als der Herr des Hauses. Der Anhänger wird magnetisch von den strittigen Punkten des Systems angezogen, die in jeder Lehre, jeder Methode vorhanden sein müs-

sen; denn er ist immer genötigt, gerade sie zu verteidigen. Ob die Anhänger die Rankes, Marx' oder Kants sind, sie erwecken immer den Eindruck exerzierender Rekruten. Schüler können nur dann im Rahmen einer angenommenen Lehre frei wirken, wenn sie aus dem Bekannten, das ein System offenbart, auf das noch Unbekannte schließen, so den Kreis erweitern. Sein liebster Schüler, wie Ranke Hans Delbrück nannte, handelte aus diesem Geist, ohne bloß ein Instrument seines Meisters zu werden. „Das Beste — schreibt Goethe — wird nicht deutlich durch Worte.“ Das Beste bei Ranke war das Gefühl für die Weltgeschichte: wie er die Formen, die Widersprüche der Veränderungen liebte, ohne ihr Untertan zu werden, wie er an vielen Dingen hing und sie dennoch leicht verlassen konnte, kein Steckenpferd, keine fixe Idee hatte, wie er weder in Cäsar noch in Napoleon noch in Friedrich den Zweiten vernarrt war und gerade deshalb ihre Proportionen zu ihrer Außenwelt begreifen konnte. Ganz im Geiste seines Lehrers warnt Delbrück die Allzueinfachen und die Spezialisten vor seinen eigenen Schriften. Nur derjenige vermag — schreibt

er in der Einleitung seiner Geschichte der Kriegskunst — Gewinn aus diesen Büchern zu ziehen, der sie „nicht bloß als alter, mittlerer oder neuer Historiker benützt, sondern es im Ganzen nimmt als eine Forschung der Weltgeschichte . . .

Ich . . . wollte ein Werk . . . im Geiste Leopold von Rankes schreiben . . .“

Gerade Delbrück, der an universale Elemente, die aus unzähligen Bewegungen einer Epoche entstehen, glaubte, die schöpferischen Verbindungen aller wissenschaftlichen Zweige, die Verbrüderung aller Arten der Analyse suchte und deshalb Welthistoriker wurde, konnte in seinem begrenzten Spezialfach, ohne Spezialist zu werden, so vieles entdecken. Wenn jemand einen einzigen Wassertropfen auf tausend Seiten beschreibt, so könnte diese Mühe ein ebenso spannendes, wichtiges Buch ergeben wie das eines anderen, der auf ebenso vielen Seiten die Beziehungen der fünf Kontinente schilderte — unter einer Bedingung: kein Tropfenspezialist, kein Fachmann zu sein. Fachmann kann jeder werden, nur ein Talent ist dazu notwendig: von Kindesbeinen an vor dem Schreibtisch zu sitzen. Mehr als

Fachmann sein, können nur die Wenigsten: Individuen, die Zusammenhänge erfassen, Menschen, die sich des Spezialisten bedienen. Die Spezialisten sind Gepäckträger; für die Leute, die ins weite Land des selbständigen Denkens reisen, ein notwendiger Beruf, aber ein Beruf, der seine engen Grenzen und Möglichkeiten hat. Delbrück war der letzte Enzyklopädist unter den offiziell amtierenden Historikern, der letzte, der in seinem Spezialfach, in der Kriegsgeschichte, die Arbeit des Philosophen, Literarhistorikers, Nationalökonom und Militärs glänzen ließ, alle Hilfsmittel der experimentierenden und messenden Wissenschaft zum Begreifen seines Themas benutzte. Allesersprießliche ist eben „alt“, und alles Unerquickliche gewöhnlich „neu“. Das unfachmäßige Denken ist der Glanz des achtzehnten Jahrhunderts, der Traum und die Wirklichkeit, in der Schelling und Wilhelm von Humboldt lebten. Die Bilder des heutigen Lebens sind andere: Schwermütige Spezialisten bewachen, mit dicken Büchern bewaffnet, die Grenzen ihres Fachs, mürrisch verdammen sie die Uneingeweihten. Diejenigen aber, die dagegen schreiben und

sich auf „Enzyklopädie“ berufen, haben zumeist noch weniger recht; denn sie reden nur vom „Schauenden“ und seiner „Schau“, machen aus Analphabetismus das kämpfende Prinzip gegen den Spezialisten. Unter diesen Klängen der sich Bekämpfenden arbeitete Delbrück seine eigene Methode aus. Die Quellen blieben ihm das Wichtigste; sie imponierten ihm indes nur dann, wenn sie sich vernunftgemäß verbinden ließen. Er kontrollierte sie, kritisierte sie auf Grund der Wahrscheinlichkeit. Die historischen Legenden über die Schlacht maß er mit der Marschfähigkeit eines Soldaten, mit der Durchschnittsausdauer eines Menschen, mit der Tragfähigkeit eines Pferdes, fand so logische Resultate. Er blieb aber nicht in seiner geraden Logik stecken, dialektisch wußte er, daß das Quantitative ins Qualitative münden kann, wenn es auch nicht muß. Seine Art der Quellenkritik nannte Delbrück Sachkritik. Sie verband das Fachmännische mit dem allgemein Logischen. Sie war die frei erläuterte, schon gereinigte Quelle. Er rekonstruierte die Schlachten der Vergangenheit, erfaßte unmittelbar die Wirkung des ersten Kompasses,

roch das erste Schießpulver, sah durch das erste Glas, las das erste Blatt der Buchdruckerkunst, begrüßte den aus Amerika zurückgekehrten Kolumbus, frohlockte über die Aufindung des Seeweges nach Ostindien, über die Erreichung des Stillen Ozeans, über die erste Erdumsegelung. Deshalb kam er auch zu dem so einfachen und für alle aufgestapelte Gelehrsamkeit erschreckenden Resultat: „Es ist wirklich so gewesen, daß nicht die Perser, sondern die Griechen die an Zahl überlegenen waren, daß Alexander nicht mit einer kleinen Schar ausging, das persische Weltreich zu erobern ... daß die Barbarenheere, die die Kulturwelt bedrohten, stets sehr klein waren, daß die Römer ihre Siege über Gallien und Germanien wesentlich mit numerischer Überlegenheit erfochten haben, daß die ritterliche Kriegsart bereits vor dem Lehnswesen bestand und nicht erst aus ihm erwachsen ist.“

Der Krieg ist die Frage der Menschheit, der Geschichte und der Politik. Gerade deshalb hat man über kein Phänomen mehr gefabelt als über die Schlacht. Der materialistische Historiker Thukydides warnt im zweiten Buch

seiner griechischen Geschichte vergebens vor „Heldenbolden“: „Der Krieg — schreibt er — wird in der Hauptsache nicht mit den Waffen, sondern mit Geld geführt.“ Seit den ersten Heroenkämpfen hat jede Generation zu den Schlachten ihrer Vorfahren etwas hinzugelogen; aber alle Übertreibung, alle Unwahrheit knüpft immer an Wirklichkeiten an. So entsteht das Fabulieren über die Schlacht auch aus den zwei Polen, die in der Tatsächlichkeit sich verbinden und an dem Tag des Gemetzels die Entscheidung bringen: der Tapferkeit des Einzelnen und der Zahl. Eigensinnig versteckt der Krieg nicht nur seine tieferen Ursachen, sondern verschleiert auch seine einzelnen Akte. Delbrück hat in diesen Qualen der Menschheit — sonst ein Thema für Simplisten und Demagogen aller Schattierungen und Parteien — die grundlegenden Faktoren des historischen Geschehens zu finden versucht. „Die Kriegsverfassung — schreibt er — ist immer der Fundamentalartikel im Völkerdasein. Der gesamte politisch-soziale Zustand Europas wandelt sich mit der neuen Heerordnung. Das stehende Heer ist der Streitpunkt im Kampf der Für-

sten mit ihren Ständen, der auf dem ganzen Festland die Könige zu absoluten Herrschern erhebt.“ Und die Veränderungen in der Kriegsgeschichte vollziehen sich zumeist auf eine Weise, „die kein Theoretiker vorgeschlagen, kein Philosoph konstruiert und niemand vorausgesehen hatte“. Der Welthistoriker Delbrück stieß in seinen kritischen Untersuchungen der einzelnen Schlachtakte auf Tatsachen, die in große Zusammenhänge mündeten, nur durch sie erklärbar wurden. Diese freie Bewegung in der Beurteilung konnte er nur vollführen, weil ein größerer, weil Carl von Clausewitz die politischen Voraussetzungen der Schlacht in seinem Buch „Vom Kriege“ analysiert hatte. Das schon banal klingende Axiom, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei, diese theoretische Wahrheit, galt es in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen zu untersuchen, durch wirkliche Ereignisse zu illustrieren und, wenn auch nicht den tieferen, unerklärlichen Sinn des Krieges, so doch seinen beschränkt historischen darzulegen. Auf diesem Boden machte Delbrück seine Entdeckungen, die Voraussetzungen zu jeder

weiteren sachlichen Arbeit im Rahmen der Kriegsgeschichte bleiben werden. So hat ein welthistorischer Geist in seinem Fach die Spezialisten geschlagen, das Fach selbst auf eine veränderte Grundlage gestellt.

REKLAME oder ABSCHIED VON EUROPA

I

Wer entdeckt hat, warum er in feierlichen Stunden einen Zylinder trägt, vermag auch zu ahnen, warum die Neger in Timbuku sich leidenschaftlich mit bunten Federn putzen; denn die Ware ist rätselhafter als ein Gespenst. Um sie zu begreifen, muß die Kreatur nicht nur das Chaos wimmelnder Städte, sondern auch sich selbst erforschen. Der Geschäftsmann, der das Gewand seiner eigenen Seele kennt, weiß, daß der Konsument außer nach leiblichen auch nach „moralischen“ Gütern dürstet. Er und der Käufer wollen ein göttlicherseits garantiertes System der Ethik in der Ware haben. Wie die Sterne nackt am Himmel glänzen, so verkünden auch unzählige Plakate den inneren metaphysischen Wert der Sunlichtseife, des Odols, des Montblanc-Füllfederhalters und anderer Dinge des täglichen Gebrauchs. Jedes Erzeugnis wird von

einem gelehrten Fachmann empfohlen, „wissenschaftlich“ garantiert. Der Rationalismus der Wirtschaft, die Kalkulation will den Lebensquell in eine Unzahl Tropfen zerlegen, mit Logarithmen arbeiten. Die Bedürfnisse des Menschen, seine Sehnsucht, der Reiz seiner Einsamkeit, seine geheimsten Wünsche und Spiele sollen der „Konjunkturwissenschaft“ dienen. Sie werden analysiert, wie der tote Körper in den Sälen der Anatomie untersucht. Alles ist Dienst vor der Göttin der Hygiene. Alles was wir machen, geschieht im Rahmen eines Zweckes. Der ideale moderne Mensch ähnelt einem zur Tränke geführten Pferd. Wenn der Abergläubische der Wissenschaft speist, so tut er es nicht wie der göttliche Rabelais; er gerät nicht in Verzückung, seine Phantasie tanzt nicht vor dem Braten, die Augen leuchten nicht vor der Sauce, der Mund verzieht sich nicht vor Sehnsucht — denn er ißt ja nicht aus Appetit, sondern weil der Körper erhalten werden muß. Er geht nicht spazieren, um die Landschaft zu sehen, sondern um nicht fett zu werden; schläft seine neun Stunden, um gesund zu bleiben; er heiratet, weil es weniger „zeitraubend“ ist, als

den Frauen seiner Freunde nachzulaufen; er reist, um fremde Sprachen zu „lernen“, und nicht, um zu faulenz; er liest, um „tüchtiger“ in seinem Erwerbsleben zu werden. Die Vorsicht begleitet ihn. Der „wissenschaftliche Standpunkt“ spricht aus der Bratpfanne, aus dem Ehebett, aus der Lektüre, aus jedem Gefühl, jeder Ware, verdichtet sich zur Atmosphäre, wird zum Lebensinhalt, zum Lebensgefühl, zum Lebensstil. Das Sofa, die Schuhe, der Kragen, das Auto, das Haus müssen „garantiert“ und „patentiert“ sein. Am liebsten wäre ihm ein Sessel mit allen „Schikanen“, aber dennoch „einfach“, „praktisch“, der sich als Bett, Bad, Flugzeug, Fahrstuhl, Rad und Paddelboot gebrauchen ließe.

Der Mensch braucht eine Magie, deshalb läßt sich die Ware schwer ohne „Ethik“ verkaufen.

Die „Moral“ organisiert die Produktion, ist im Arbeitsprozeß wichtig, als Rohstoff so gebräuchlich wie Eisen oder Kohle. Damit hunderttausende junger Mädchen ein Kleid von gleichem Muster tragen, mit demselben Öldruck die neu errichtete Wohnung schmücken, Millionen Menschen dasselbe Auto ersehnen,

dieselben Bilder des Glücks erträumen können, muß die Reklame erst die Seele und das Gedächtnis erobern, sich wie eine Riesenschlange um den Konsumenten schlingen, mit dem Pathos der Überzeugung sprechen, der Präsident der Vereinigten Staaten den „ethischen Wert des Annoncierens“ unterstreichen, das Handelsdepartement der USA. für die „Wahrheit in der Reklame“ zeugen. Ein Kaufmann, der dieser Propaganda nicht huldigt, ist ein Querulant, der durch Bankrott bestraft wird. Hoovers Vorgänger, Benjamin Franklin, ein Mensch nach dem Herzen seiner Nation, der den kommenden Glanz vaterländischer Kapitalisten ahnte, schrieb seinem Sohn: „Mache Geschäfte mit Leuten, die anzeigen. Denn sie sind intelligent, und Du wirst dabei nicht verlieren.“ Benjamin Franklin war der Priester dieses Ethos; durch den Weihrauchduft des frommen Glaubens sah seine Seele den Beruf. Das Verdienen ist ihm erhaben wie der Silbermond, unsterblich wie die Idee. Diesen heiligen Akt zu stören gilt als Todsünde. „Wer ein Mutterschwein tötet, — schreibt er — vernichtet dessen ganze Nachkommenschaft bis ins tausendste Glied.

Wer ein Fünf-Schilling-Stück umbringt, mordet alles, was damit hätte produziert werden können: ganze Kolonnen von Pfund-Sterling ... Für sechs Pfund jährlich kannst du den Gebrauch von hundert haben ... Wer nutzlos Zeit im Wert von fünf Schilling vergeudet, verliert fünf Schilling und könnte ebensogut fünf Schilling ins Meer werfen. Wer fünf Schilling verliert, verliert nicht nur die Summe, sondern alles, was damit bei Verwendung im Gewerbe hätte verdient werden können, — was, wenn ein junger Mann ein hohes Alter erreicht, zu einer ganz bedeutenden Summe aufläuft.“

Dieses seelische Maximalprogramm des Kapitalismus entstand als Prolog der Lohnarbeit, als stille Posaune, als ein ins Herz geschriebenes Gebot, Glaubensdogma der Väter, Geist des Anfangs, gewaltige Ahnung kommender Dinge. Der Mensch blieb diesen Gesetzen untertan, das Geldverdienen war ja nicht die Hauptsache, nur um seines Seelenheiles willen mußte der Fromme aus Menschen Gold machen. Auch auf diesem so materiellen Gebiet sind die Idealisten, die Besessenen, erfolgreichste Praktiker. Die Ware, als ein Teil

der uns umgebenden Natur, bestimmt nicht nur das Denken und Fühlen mit, sondern diktiert auch ihre Losungen, ihre Sprache — die Kreatur beherrscht ihre Schöpfer. Die Marseillaise der Gilette erobert die Welt. Die Masse braucht als Konsument ebensogut Losungen wie in der Politik. Sie muß ihre Wünsche, Gelüste und ihren Willen auf Transparenten und Plakaten lesen — nur das Kategorische, Imperative imponiert: „Nach fünf Minuten Reparatur sind Ihre Schuhe neu!“ „Unsere Versicherungsgesellschaft berät Sie in zehn Minuten für das ganze Leben!“ „Unser Kaffee heilt Ihr Herzleiden!“

Diese Losungen als Erzieher des Menschengeschlechtes schaffen die ihr ähnliche Humanität. Sie verschmieren Himmel, Landschaft, Türen und Wände, erobern den Umschlag der Bücher, die Vorhänge des Theaters, dringen in Philosophie und Literatur ein. „Man achte — schreibt ein beinahe berühmter Romanschriftsteller — auf die Reklame und lasse Stefan George und Rilke hinter sich. Fährst du in der Straßenbahn, sieh dir dort die Bilder an; steigst du aus, denk an den Kniff, linke Hand am linken Griff. Diese

Poesie billige ich, sie bringt uns wieder an die Brust der Menschheit.“

II

Diese undefinierbare Menschheit kann man in flagranti ertappen: in verschiedenen Äußerungen, Bewegungen, Seins- und Denkformen, die die „Zeit“ bilden und sie von einer anderen unterscheiden, ähnlich wie in einer Bergkette die Gipfel verschieden flimmern. Eine Zeit, eine Epoche, ein Jahrhundert, ein Jahrzehnt können sich nicht „irren“, wie sich der Ozean auch nicht zu „irren“ vermag. Die Interpreten des Planeten aber, die Menschen, leiten aus ihren schönsten Träumen, aus erhabenen, oft notwendigen Sehnsüchten fixe Ideen ab, die man Ideale nennt. Wenn nun die Epoche auf das bange Fühlen ihrer Individuen nicht antwortet, auf die klaren und klugen, verworrenen oder lächerlichen Maximen nicht hört, dann meinen die Empfindsamsten eines Jahrhunderts, die Zeit hätte sich „geirrt“. In Wirklichkeit „irrt“ aber nur die Kreatur; denn keine Epoche hat Prinzi-

pien, aus denen man bestimmte Verhältnisse ableiten könnte —, sondern nur Lebenszusammenhänge, in denen sich alles äußert, in die alles mündet. Diese Lebenszusammenhänge — die Individuen mit ihrer Arbeit, ihrer Lust, ihrer Müdigkeit, mit ihren Straßen, auf denen sie gehen, mit ihren Fabriken, in denen sie arbeiten, ihren Abenden, die sie verlieben, ihren Zielen, die sie verfolgen, ihrer Trauer, die sie empfinden — bilden die Grundlage aller Vorstellungen, aller Laute. Die Zauberworte, die die Reklame der Politik und der Ware brauchen, sind in all diesen Verhältnissen tief begründet und beleuchten die Notwendigkeit, wie tausend Kerzen einen Spiegel.

Dagegen sein heißt davon träumen oder verrät die clownartige Angst des Querulanten, mit der Majorität der Menschheit einer Meinung zu sein, die landläufige Ansicht zu teilen.

Ein Gott würde trotzdem über die Überraschung, die die allgemeinen Veränderungen des gesellschaftlichen Seins offenbaren, lachen; denn weil das Neue unerwartet ist, wirkt es komisch. „Wer diese Sachen mit Ernst an-

sieht — schreibt Luthers Zeitgenosse Sebastian Frank darüber —, „dem wäre nicht wunder, daß ihm sein Herz zerbräche vor weinen; siehet man's wie Demokrit schimpflich an, solt einer vor lachen zerknallen.“ Hegel, der keinen Humor hatte und in der Stille seiner Nächte alle Zeiten hören wollte, um seine eigene zu begreifen, entdeckte in diesem Durcheinander der Formen und Tendenzen die Einheit der Gegensätze, ihre förmliche Identität. Wie eine Münze zwei Seiten hat, die zusammenhängend erst ihre Einheit bilden, so besteht auch jede Zeit aus zwei fundamentalen Gegensätzen, die das Ganze der Zeit ausmachen. Die amerikanische Reklame, Frucht und Blüte des hemmungslosen, durch keine Tradition gestörten Kapitalismus, die alle Menschen wie der wehende Wind berührt, um allen zu verkaufen, hat dieselbe Art, dasselbe Wesen, dieselbe Methode, berührt die Masse ebenso wie die Frucht und Blüte des hemmungslosen, durch keine Tradition gestörten russischen Sozialismus. Freilich, die Amerikaner vertreiben ihre Ware und tunken erst jede Patenthose in einen Honigtopf voller Moral. Die

Russen indes können keine Ware feilbieten; denn sie haben überhaupt keine. Sie propagieren aber ihre Ware — „die Moral allein ohne Ware“ — genau so wie ihr theoretischer Gegensatz: die Amerikaner.

Fünzig- oder hunderttausend Menschen bilden eine Moskauer Demonstration. Schlecht genährt, schlecht gekleidet, müde oder gleichgültig hat jeder von ihnen die Fabrik oder eine der unzähligen Stuben bürokratischer Institutionen drei Stunden vor dem gewöhnlichen Arbeitsschluß verlassen. An den Türen stehen die Aufpasser. Der Kremlstaat bezahlt diesen Spaziergang der Massen, er hat seine Filialen geschlossen, das Feiern befohlen. Wer in der Reihe fehlt, wird als Deserteur behandelt, von den Aufpassern verfemt, gilt als Schuft, als Verbündeter Rothschilds oder Hindenburgs, verliert seinen Platz an der Maschine oder sein Recht auf die Bürokraten-tinte. Eine kleine Notiz in der Prawda von heute — und morgen beugen sich Hunderttausende vor Lenins Mausoleum. Was eine westeuropäische Regierung nur auf Grund eines komplizierten, indirekten Apparates vermag — die von ihr gewünschte Stimmung

zu erzeugen —, das gelingt der Sowjetdiktatur durch eine gedruckte Zeile. Aber jetzt erst beginnt die Arbeit. Die Vielen, die Müden, die zur Begeisterung Gepreßten wissen kaum, weshalb die Götter des Kommunistischen Manifestes sie gerufen haben. Aus dem Plakatwald, von den Hunderten im Zug leuchtenden Transparenten, die die Masse zu bewegen scheinen wie Segel die spanische Armada, aus den farbigen Karikaturen erfahren sie es nun: „Macdonald an den Galgen!“ und er hängt, wenn auch nur gezeichnet. — „Das Gesicht dem Dorf zu!“ Die Phantasie des Karikaturisten skizziert auf Leinwand Arbeiter und Bauern, die sich die Hände reichen. — „Wir verteidigen das sozialistische Vaterland!“ — „Die Sowjetrepublik der Welt ist Lenins Gebot!“ — „In fünf Jahren werden wir Europa überflügeln!“ — Die spezielle Losung des Tages wird am anschaulichsten wiederholt, im Chor gesungen, karnevalähnlich verkündet. Das Gedächtnis wird erobert, Worte werden eingehämmert, die weiche Hirnmasse wird geknetet, der Wille beschlagnahmt. Wie bei jeder Reklame ersetzen Einflüsterung, Verleitung, Hypnose die Überzeugung. Kommt

Iwan nach Hause, so hat er einige Sätze mitgebracht; er weiß nun, daß Macdonald ein Verräter ist; daß er, Iwan, Bürger eines bedrohten Vaterlandes, schießen lernen muß; daß der Präsident der französischen Republik für den Schmutz seiner Moskauer Stube verantwortlich ist; und daß China von Banditen verspeist wird.

Das Imperative aller dieser Behauptungen verspricht dieselbe Gewißheit wie die Lichtreklame des Broadway, die die Güte bestimmter Waren über alle Meere und Länder verkündet. Das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts, die Massenbeeinflussung, hat die gleiche Lösung gefunden. Die Parallele, die Ähnlichkeit gehen weiter. Nichts ist in Rußland populärer als Amerika. Die Weltrevolution ist das Offizielle, das Amerikanische, das Populäre. Dieser Volkstümlichkeit schließen sich auch die Diktatoren an. Wenn in Moskau gebaut wird, so nur über zehn Stockwerke, nur in amerikanischen Dimensionen; und die vielen Verhungernden auf den Straßen, die, um sich die Zeit bis zur endgültigen Errichtung des Sozialismus zu vertreiben, Streichhölzer verkaufen, nennen ihre Ware

„amerikanskije“. Diese Empfehlung wirkt überzeugend.

Das amerikanische und russische Plakat fühlt seine Berufung, seine Mission, überschreitet die Grenzen seines Landes, um wie das Kreuz zu wirken. Das Kreuz war auch nicht nur ein Zeichen, sondern Symbol des Glaubens, der Herrschaft, der Seligkeit. Sie haben schon einen Teil unseres Kontinents erobert, unbeußt sich die Arbeit der Durchdringung geteilt, sich ergänzt, sich gegenseitig befruchtet, gemeinsam operiert, die Mentalität in ihrem Sinne gefärbt. Von Amerikanern aufgekaufte Fabriken propagieren die Ware im Geiste ihrer Reklame, und der Reußen Losungen beherrschen das Bewußtsein von Millionen europäischer Menschen. Das so entzündete Gemüt verlangt die ihm ähnliche Kunst und Literatur. Der amerikanische und russische Film beeinflussen Menschen und Sein. Das „verrußte“ Theater verkündet seine plakatähnlichen, moralisierenden Schlagworte, mit denen die angenommene Gesinnung jedes Können und jede andere Meinung niederbrüllt, das sansculottische Tedeum singen läßt, dem Proletarier dieselbe Seligkeit verspricht wie die

Reklame amerikanischer Lebensversicherungen.

Zwei Traditionslosigkeiten, die russische und die der Vereinigten Staaten, marschieren getrennt, um den alten Glanz des europäischen Denkens, die deutsche klassische Philosophie, die englischen Materialisten und Skeptiker, die französische Schule des Port-Royal gemeinsam zu vertilgen. Denn die Toleranz ist ihnen die feindliche, die fremde Idee. Auf dem alten Boden Europas, durch Renaissance, Katholizismus, Protestantismus, Revolution und Konterrevolution gemeinsam geboren, Vergangenheit überlebend, führte die Toleranz zur Autonomie des Denkens. Diese Selbständigkeit des Individuums ist eine schmale Straße zwischen dunklen Mächten. An sie knüpft sich die Erinnerung an heroische Augenblicke, in denen Menschen sich dem Universum denkend entgegenstellten und vor ihrer eigenen Kleinheit, Nebensächlichkeit nicht erschrecken, weil sie das Bewußtsein ihrer Vernunft gewannen. Diese Entwicklung des Abstrakten im Menschen formte eine Kultureinheit, den Geschmack, den Sinn für Proportion der Dinge, die Abneigung vor

der bombastischen Deklamation, vor der ideologischen Erpressung, der Belagerung durch einen fremden Willen, gebar ein Gefühl für Takt, lehrte die Sprachbegabten, über sich, ihre Meinung, ihre Arbeit, ihre Prinzipien nur dann zu sprechen, wenn sie andere damit nicht quälten.

Der Fabrikant soll annoncieren, er vermag dadurch sogar Lust zu erwecken, die „verfluchte Bedürfnislosigkeit“ zu bekämpfen. Für ihn gilt aber dasselbe auf einer höheren Stufe, auf einer entwickelteren Basis der Propaganda, was für den alten Krämer in seinen beschränkten Verhältnissen: Wenn der Ladenbesitzer sein Schild aufhängt, so belästigt er dadurch nicht seine Straße. Die Ladenschwengel dürfen aber nicht den Passanten nachrennen, sie an den Rockzipfeln ziehen, den Spaziergängern wie Fliegen um die Ohren summen. Dieser gekaufte Ruhm der modernen Ware scheint zu sagen: Ihr habt nur lesen gelernt, um unsere Reklame buchstabieren zu können. Am liebsten ist uns der Mensch, dessen Sprache sich nur auf die inserierten Worte erstreckt. Ihr könnt eigentlich die vielen Worte des täglichen Gebrauchs re-

duzieren, „Odol“ statt „die“, „Ford“ statt „der“, „Kukirol“ statt „das“ sagen. Man könnte dann überhaupt den Marken Zahlen beifügen, um dadurch die einzelnen Gegenstände zu bezeichnen — „Kukirol 13“ wäre zum Beispiel das Äquivalent für Globus usw. Ein längeres Gespräch würde dann ungefähr so anfangen: Odol 17, Ford 26, Kukirol 6 ... Dann würden sogar die Leute nicht zu viele Worte vergebens verschwenden, und alles hätte einen praktischen Sinn. Denn es ist traurig, daß an den Lauten allein noch niemand etwas verdient.

Vor den Losungen der Konzerne, die den Schriftsteller aus der Zeitung verdrängen, vor der Tyrannei der Parteisekretäre, die Theater und Literatur zu einer Wahlreklame oder zu einer Massenkniebeuge vor den Diktatoren verwandeln wollen, vor dem Jahrmarkt des brüllenden Lobes, tröstet einen nur die eigene Toleranz, von der man bei der Beurteilung aller Dinge geleitet sein muß, der Gedanke, daß hier neue Probleme Formen, Ideen, Lösungen suchen. Dadurch werden Neigungen, Gedanken, Sitten — eine Welt von Gewohnheiten — geändert. Die Leidenschaft des Ver-

dienens, der Enthusiasmus der Macht schreien, als ob es nur sie auf der Welt gäbe. Aber der Brunnen der Existenz ist tiefer. Die Menschheit ist nicht nur ein Bazar, nicht nur eine Volksversammlung, nicht nur ein Viehhof für Diktatoren; sie ist auch eine Kirche, und in diesem Dom schmiegt sich jeder an etwas Abstraktes. Das magische Zwielficht zeigt Möglichkeiten des Glücks. Die europäische Vergangenheit kann nicht zugrunde gehen; denn sie hat diese Tempel erst gebaut. Der Gedanke findet seine Einsamkeit, seine Erinnerung und widersetzt sich. Er will nicht Abschied von Europa nehmen.

MYTHOS DER DIKTATUR

I

Noch nie hat die Morgendämmerung mit ihrem rötlichgelben Schein eines Diktators Gesicht bestrahlt, der die Nacht in verzweifelttem Ringen um die Theorie seiner Gewalt verbrachte. Wie jedes Wesen auf der Erde, so fühlt sich auch der Diktator legitim. Vielleicht wird von den politischen Ideologen die Theorie überschätzt; das „intellektuale Gewissen“ scheint nichts weiter als ein Parfüm aus Gelehrtenstuben zu sein.

Die umwälzenden Ereignisse haben der Politik als Lehre nichts genützt. Selbst die Demokratie, die jedem das Selbstbestimmungsrecht gibt, an einem bestimmten Tage des Jahres einigen Millionen Damen und Herren sehr höflich einen Fragezettel in die Hand drückt — als ob jeder einzelne ein Prominenter wäre — und sie nach ihrer Meinung fragt, hat das politische Denken nicht weitergeführt.

Macchiavelli, der nicht wählte und im bürgerlichen Sinne vor Cesare Borgia macht- und rechtlos war wie eine Fliege, ist trotzdem bis jetzt von keinem Wahlberechtigten an politischer Weisheit übertroffen worden. Auf dem Tummelplatz gewöhnlicher Theorien steht sein Werk seit fünf Jahrhunderten noch immer als Verkehrshindernis für die meisten Banalitäten. Im politischen Verkehr weiß man über die einzelnen Erscheinungen nur so lange etwas, als man nicht aufgefordert wird, sie klar, genau, kurz und bündig zu erklären.

Der am meisten gebrauchte Begriff, „Nation“, hat überhaupt noch keine allgemeingültig logische oder allgemeingültig wissenschaftliche Definition erfahren. Das Wort „Nationalcharakter“ soll alles erklären, über jede Schwierigkeit hinweghelfen. Der Nationalcharakter ist — wie das Leben selbst — eine mystische Substanz, die konkrete Eigenschaften erklären muß. Wenn zum Beispiel die Vorfahren Herrn Cohns und Herrn Meyers schon im Ghetto gute Geschäfte gemacht haben und das Kontor auch jetzt weiterblüht, so erklärt das im allgemeinen der

jüdische Nationalcharakter, obwohl er eigentlich gar nichts erklärt, denn er müßte ja erst erklärt werden. Weil der Nationalcharakter so allgemein ist, wird er ein Monopol aufgeregter Debattierer beim Bockbier. Es ist eben viel leichter, für eine Sache zu sterben, als sie zu begreifen! Wenn weise Professoren darüber sprechen, besonders in Zeiten großer Aufregung, so sagen sie zumeist nichts anderes als die von ihnen Verpönten des Bockbier-tisches, nur abstrakter, unverständlicher. Der Mann in der Kneipe ist sogar resoluter; denn er schlägt mit der Faust im Bruchteil einer Sekunde auf die Platte, daß die Gläser tanzend klirren, und ist zum selben Resultat gekommen wie der Herr Professor nach fünfhundert von Geduld beschwerten Seiten. Wenn jemand die Theorien über den Nationalcharakter, die von den Kathedern aller berühmten Universitäten während des Weltkrieges verkündet wurden, heute nachlesen wollte, so müßte er vor so viel Scharfsinn des Nichts verzweifeln. Die vielen politisch-historischen Schriften befassen sich auch zumeist mit der Beschreibung der Beziehungen der Dinge, nicht aber mit der Erklärung ihres

Wesens. Aus der Fülle der Tatsachen kann der historisch-politische Schriftsteller leichter Beispiele aus der Vergangenheit, Meinungen über die Zukunft wiedergeben, als die Gegenwart beschreiben, die ja im Fluß ist, und die man ebenso schwer verfolgen kann wie eine Welle im Strom.

II

Wenn nun den politischen Handlungen tatsächlich Reize zugrunde liegen sollten, die nur auf den Willen wirken — so ist man über die Beweggründe und Willensäußerungen der Blattläuse und Hunde viel genauer unterrichtet als über die der Menschen.

Der amerikanische Forscher Jacques Loeb hat während langer geduldiger Experimente die Bewegungen geflügelter Blattläuse beobachtet und gesehen, daß diese Tierchen, die soeben noch in lebendiger Unruhe sinnlos durcheinanderkrochen, sich, sobald eine Lichtquelle in ihre Nähe gebracht wurde, in Richtung auf diese Lichtquelle in Marsch setzten. Auf Licht reagieren sie immer gleich; das Licht ist ihr Triumphbogen, der sie ma-

gisch anzieht, ihr Ideal, das Ziel ihrer Sehnsucht. Ihre Sprünge und Flugkünste, die Richtungen ihrer Wege sind chemisch-physikalisch bedingt. Durch gewisse Säuren kann man auch anderen Insekten eine bestimmte Bahn vorschreiben, den Verkehr dieser uns klein scheinenden Welt genau ordnen. Der Wille dieser Wesen ist das Licht, „wie es beim Fallen des Steines oder bei der Bewegung eines Planeten die Schwerkraft ist“.

Der russische Physiologe I. P. Pawlow hat ähnliche Reaktionen des Willens in jahrzehntelangen Beobachtungen bei den Hunden studiert. Alles was bis dahin bei diesen sympathischen Tieren als Sehnsucht einer uns ähnlichen Seele erschien, entpuppte sich als mit der Speichelsekretion zusammenhängend. Er betrachtete die intensiven Lustempfindungen der Hunde beim Anblick einer Leberwurst und sah, wie aus chemischen Veränderungen — weit vom kategorischen Imperativ entfernt — Empfindlichkeit, Glück und Unglück, das ganze Drama des Weltalls entstehen.

Loeb, ein strenger, vorsichtiger Gelehrter, der jeder Behauptung einige Pakete Beweise

schenkt, schließt aus seinen und Pawlows Experimenten auf den Menschen.

Das Individuum, umrauscht von den Hoffnungen seines Ideals, geleitet und angefeuert vom Willen, opfert sich für Gedanken, stirbt, leidet für Verwirklichung seiner Sehnsucht. „... Auch hier — schreibt Loeb — dürfte es sich . . . darum handeln, daß unter dem Einfluß gewisser Ideen chemische Veränderungen . . . im Körper hervorgerufen werden . . . so daß derartige Menschen in demselben Grade Sklaven gewisser Reize werden, wie die Blattläuse Sklaven des Lichtes . . .“

Unter dem Einfluß des Reizes, der zur Aktion führt, das Individuum in eine bestimmte Richtung zwingt, es zu einem ihm selbst unbekanntem Ziel treibt, wird Logik, Vernunft, Folgerichtigkeit zur Nebensache, zur leeren Formalität, zum Vorurteil des Intellektuellen. Das „intellektuale Gewissen“ hemmt nur das Handeln oder das Träumen. Politiker, vom Erfolg belebt, vom Beifall begleitet, sind deshalb imstande, über dasselbe Grundproblem zwei ganz verschiedene Meinungen stolz, sicher zu verkünden. Denn es treibt sie keine

Lehre; sie wollen nur ihre Schöne: die Macht, behalten. So sagte zum Beispiel Benito Mussolini am 6. April 1920: „Ich gehe vom Individuum aus und ziele gegen den Staat . . . Nieder der Staat in allen seinen Formen, der Staat von gestern und von morgen, der bürgerliche Staat und der sozialistische!“ Und im selben Jahr — es war allerdings schon Herbst — erklärte er: „Nichts außerhalb des Staates, nichts gegen den Staat, alles für den Staat!“

Die Macht kann auf Sieger wie auf Besiegte denselben Reiz ausüben.

Die Männer extremer Rebellion, die Parteiläufer der Verzweiflung aller Farben und Nuancen, lieben die Gewalt wie einen hehren Helden, der unaussprechliche Wonne verteilt. Die Seele dieser Entschlossenen sucht die Macht unter Tränen der Entbehrung; denn sie ist das Brot ihrer Empfindung. Der Heiligenschein der Gewalt zieht sie auch dann an, wenn die herrschenden Bajonette sie knechten. Der Tyrann — ihr eigener Bezwiner — imponiert ihnen. Die Staatsgewalt, die niemandem etwas zuleide tut, verachten sie aufs tiefste. Die Gewalt wird zum Idol, zum

Mythus, und die Macht begreifen sie nur als Ding an sich. Wie die Romantiker aus der Liebe des Menschen den Menschen der Liebe konstruierten, so verwechseln sie die Gewalt der Politik mit der Politik der Gewalt.

Vom Standpunkt der „Vernunft“ aus betrachtet existieren diese Männer der Gewaltpolitik garnicht. Dieser Standpunkt aber, antwortet einer ihrer Führer, Georges Sorel, sei nichts als eine alte Scheuklappe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, eine primitive Methode des Denkens, fabriziert von Philosophen, die Buchhalter des bürgerlichen Profits, Hüter selbstzufriedener Ordnung sind.

III

Georges Sorel sah zuerst die Buchrücken seiner Bibliothek und dann erst die Städte, Landschaften und Dörfer. Er langweilte sich in den drei ruhigen Vorkriegsjahrzehnten, betrachtete die scheinbar stabilisierte Welt der Ökonomie und des Sozialen wie ein melancholischer Rentner seine endlos sich hinziehenden Nachmittage. Die Gesetzmäßigkeit innerhalb

des politischen Verkehrs störte diesen Denker wie die laut tickende Uhr seines Arbeitszimmers.

Es schien ihm, als ob alle Menschen gleiche Ziegelsteine fabrizierten, um daraus gleiche Häuser bauen zu können. Die Welt der Vorkriegszeit wurde in den Augen desjenigen, der nur die Kostüme und nicht auch die Nähte sah, von einem immer festeren Rahmen umschlossen. Alles schien so propre wie ein soeben gereinigtes Zimmer; alles bewegte sich pünktlich auf die Minute; die arbeitende Welt glich einem Bahnhof mit seinen Schienen, weißen Lichtern und roten Signalen. Immer mehr Straßen durchkreuzten Europa; immer mehr Verträge ordneten die Konkurrenz der wirtschaftlich Mächtigen; immer mehr Schulen, Spitäler, Armenhäuser erhoben sich als Schutzmauer der Zivilisation gegen die Mächte der Leidenschaft und der Vernichtung. Alle Krisen sollten im voraus berechnet werden, jeder Blitz seinen Blitzableiter finden.

Diese Perspektive der Ruhe, der Behaglichkeit, in der jeder einzelne seine Zufriedenheit so zugewogen bekommen sollte wie das Brot,

störte Georges Sorel, brachte ihn zur Verzweiflung. Dann wäre ja kein Messias mehr notwendig, keine Erlösung, keine Revolution, kein Krieg, keine tapferen Helden, keine Rache, keine flammenden Gewitter, keine Verzweiflung, kein Leid, nichts — nichts, außer dem Gespräch der Versorgten. Diese Humanität, ersonnen von degenerierten und habgierigen Bourgeois, um die explosiven Kräfte der Gesellschaft aufzuheben, so ihre eigene Herrschaft zu verewigen, schien ihm das Ende der Menschheit. Die Humanität korrumpiere die Masse, das Proletariat, die alles bewirkende aristokratische Minderheit, den Sozialismus; sie erzeuge Heuchler, listige Lügner, charakterlose Schwächlinge, niederträchtige Streber — das Leben enthalte kein schöpferisches Moment mehr; alles werde zur ewigen Wiederholung eines bonzenhaften, greisenhaften Intellektualismus.

Georges Sorel, dessen Stimmungen, Gedanken und Empfindungen sich in dieser Richtung bewegten, wechselte zärtliche Blicke der Freundschaft mit entschlossenen Anhängern des Monarchismus. Er verfluchte Jean Jaurès als den niederträchtigsten Verderber der Ge-

walt und feierte den Anhänger royalistischer Macht, Charles Maurras. Sorel, das enfant terrible des Sozialismus, traf sich mit diesem Sorgenkind der Kirche, der stets erklärte, der Katholizismus sei die einzige Religion, die für einen Atheisten passe, und der den Papst von allen vermaledeiten Israeliten des Alten Testaments befreien wollte, um dafür seine eigenen Aphorismen in die Heilige Schrift einzuflechten.

Noch vor zwei Jahrzehnten hätte man diese beiden befreundeten Feinde als wild gewordene Essayisten betrachten können, als Intellektuelle, die am Ende ihrer Polemiken gegen ihre eigene Vernunft polemisierten. Heute indes ist ein Anhänger Sorels Herr und Gebieter des ältesten Kulturlandes des Kontinents. Ein Essayist aber, der über einige Millionen Gewehrläufe verfügt, ist kein Essayist mehr, sondern ein „europäischer Machtfaktor“.

IV

In der Politik sind Ideen oft nur Niederschläge der Stimmungen. Die Stimmung

brennt nicht wie das trübe Öllämpchen in der Schenke, stets bereit, mit einem letzten leisen Knistern zu erlöschen — sie ist ein Reservoir, aus dem die politischen Energien der Individuen und der Gemeinschaft fließen. Deshalb schreibt Ernest Renan in seinen Betrachtungen über die ersten Christen: „Märtyrer wird man nur für Dinge, über die man keine Gewißheit haben kann.“ Die Stimmung kennt im Gegensatz zum Gedanken kein Für und kein Wider; sie schwebt über der politischen Welt wie die Wolke über der Erde, verdichtet sich manchmal zum Lebensgefühl, wie die Atmosphäre zum Gewitter. Und wie die Wolken haben auch die Stimmungen materielle Ursachen; sie werden durch Bedürfnisse ausgelöst, die ihrerseits Folgen langer geschichtlicher Zusammenhänge sind. Aus den Tiefen der Unruhe der Individuen steigen sie empor, haben ihre Symmetrie, ihren kristallinen Schimmer; wenn man auch nicht weiß, wie diese Gesetzmäßigkeit der nicht zu messenden Faktoren zustande kommt. Welche Richtung sie einschlagen, welche Farben sie annehmen, welchen Willen sie imstande sein werden, zu gebären: das eröffnet keines Pro-

pheten Mund. Im theatralischen Verlaufe dieser unergründlichen, durch Bombeneffekte beleuchteten Quälereien, die man Geschichte nennt, haben Stimmungen immer die hauptsächlichste Rolle gespielt, waren stets eine Reaktion gegen das Gegebene. Ein halbes Jahrhundert vor der französischen Revolution herrschte die stimmungsmäßige Empörung gegen das Rokoko. Die Spitzenmanschette, der zierliche Schritt, die verschnörkelten Stuhlbeine, die Perücke, das allzu Konventionelle erzeugten ein Wortgewitter. Und im grauen Norden rebellierte Luther als Priester und Mensch individuell-romantisch gegen die dogmatische Kuppel, weil sie seiner subjektiven Meinung nach den Glauben verfinsterte.

Selbst Menschen, die als halbe oder ganze Schriftgelehrte verschiedener Klassen und Nationen im Streit leben, atmen dieselbe Atmosphäre. Konservative, Ultralinke, Ultrarechte, Faschisten und Kommunisten reagieren auf das Gegebene trotz entgegengesetzter Philosophien mit einer gemeinsamen Grundstimmung. Selbstzufriedene oder von Tatendrang beseelte Jünglinge, deren hauptsäch-

lichste Nahrung sonst ihre gegenseitige Feindschaft bildet, berufen sich auf dieselben Seiten Nietzsches, Croces, Bergsons und Georges Sorels. Mit Kapiteln aus deren Lebensweisheit bewaffnet, sind sie bereit, einander zu erwürgen. Wie man im Kriege zum selben Gott betet, so preisen sie alle den Wert des Opfers, das Schauspiel einer alles vernichtenden Zerstörung, aus deren Flammen die Wunder ohne Zahl eines neuen schaumgeborenen Lebens leuchten werden.

Nur das Heroische erhebt sich von der Erde; nur das Heroische kann gestalten; nur wer Unmögliches will, vermag zu wirken; nur die Epopöe dringt in die Wirklichkeit ein, wird förmlich zum Gedächtnis der Völker. Was ist von den napoleonischen Feldzügen geblieben? — Der Soldat, der Europa durchzog und in der Geschichte weiterlebt.

Georges Sorel, Erbe einer reichen Kultur, sucht Glück und Enthusiasmus, will die Wiederholungen des Lebens durch Ekstase besiegen, zündet Fackeln an, um orgiastische Erregungen zu feiern. Er bildet in Gedanken Gestalten, die so leuchten wie in der Kirche die bunten Madonnen auf den Glasfenstern,

wenn die Sonne hindurchschimmert. Der Mythos soll jeder Erscheinung seinen Schatten geben, diesem Leben einen neuen Ernst, neue Träume, neuen Willen schenken. Der Mythos, meint er, duldet keine Diskussion mit Leuten, die die Gewalt einer Kritik der Details unterwerfen wollen.

Denn nur die Gewalt zündet Energien an. Sie ist das Erhabene, die Tugend, zaubert eine Reihenfolge von Bildern, erzeugt herrliche Gefühle, löst motorische Kräfte aus, gibt jeder Handlung das Maximum an Intensität, und der Existenz eine grandiose Heftigkeit.

Wie ein unbegabter expressionistischer Maler kombiniert er alle Nuancen der Gefühle, ohne ein ganzes Bild zustande zu bringen. In dieser Unvollkommenheit sieht er indes seine Stärke: Der Mythos umfaßt das Unbewußte, ergreift alle Kräfte und alle Menschen, wie der Wind auf der Landstraße alle Blätter, treibt die Individuen vorwärts, zum Heroismus, zum unbekanntem Ufer kommender Dinge.

Die Rechnungen der Geschichte, die ja nur Interpretationen der Handelnden und Denkenden sind, gehen nie auf; sie bleiben un-

genau wie das Leben einer Kreatur. Nach großen kollektiven Anstrengungen, nach Kriegen und Revolutionen wandern die Menschen zwischen Trümmern und vergießenden Tränen im Mondenschein. Der Krieg war die gewaltigste Explosion der Materie, die tiefste Umwälzung — und alles blieb im Grunde beim alten. So ist diese mystische Stimmung eine Rebellion gegen das Enge, gegen die Gesetzmäßigkeit, gegen den kleinen Kreis des Möglichen; es ist, mit den Augen der überlieferten Vernunft betrachtet, eine lächerliche Revolution gegen das Weltall. Das Absurde war indes immer eine Macht! Dieser Aufruhr bleibt nicht Literatur, sondern wird Politik, weil die materiellen Lebensbedingungen die Masse lockerten, weil der Bazillus des Ungewissen nicht nur in die Staatsgrenzen, in das Privateigentum eindrang, sondern auch in alle Gedankenkonstruktionen — vom Konservatismus bis zum Kommunismus —, mit deren Brocken die Massen sich stets trösteten. Die Führer des „Irrationalen“ suchen einen neuen „Geist“, die Masse aber hungert nach neuen abstrakten Sicherheiten wie nach Nahrung.

Als während der Kämpfe der Reformation, durch die Schule des Humanismus getrieben, auf der einen Seite die ökonomischen Sehnsüchte rebellierten, auf der anderen die gedankliche Revision alles Überlieferten versucht wurde, schrieb der genialische Sebastian Frank über das Seelenleben der Vielen: „Man mache es, wie man wolle, so muß die Welt ein Papsttum haben; denn sie weiß sonst nicht wo aus und was sie tun soll. Die Welt will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl alles glauben, und sollten sie einen stehlen oder aus der Erde graben; und nehme man ihr alle Tage einen, sie sucht bald einen anderen.“

Von
VALERIU MARCU
erschien:
DAS GROSSE KOMMANDO
SCHARNHORSTS

DIE GEBURT EINER MILITÄRMACHT
IN EUROPA

Generaloberst a. D. von Seeckt:

Das Buch Marcu's ist erstaunlich . . . es beweist, daß wirklicher literarischer Begabung kein Stoff sich versagt, daß die großen militärischen Vorgänge ein Stück der Menschheitsgeschichte bilden. Für sie besitzt Marcu mehr als die historische und literarische, die menschliche Begabung.

*

LENIN
DREISSIG JAHRE RUSSLAND

Berliner Tageblatt:

. . . Gegenüber allem, was wir an Historiographie kennen, ist es absolut abstechend, eigensinnig, original. Eminent die Fähigkeit des Autors zur Zusammenfassung.

*

SCHATTEN
DER GESCHICHTE
EUROPÄISCHE PROFILE

Literarische Welt:

Ein solches Buch wurde seit langem nicht mehr geschrieben.



